

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Wissen

Nadja El Kassar

WAS IST WISSEN?
EINIGE PHILOSOPHISCHE
ÜBERLEGUNGEN

Ernst Peter Fischer

GESCHICHTETES
UND GESCHICHTLICHES.
ALTE UND NEUE
ORDNUNGEN DES WISSENS

Mathias Grote

VON ENZYKLOPÄDIEN
ZU WIKIPEDIA
UND ZURÜCK?

Johannes Pantenburg ·

Sven Reichardt · Benedikt Sepp

CORONA-PROTESTE
UND DAS (GEGEN-)WISSEN
SOZIALER BEWEGUNGEN

Peter Weingart

WISSENSCHAFTLICHE
POLITIKBERATUNG
IN KRISENZEITEN

Stephanie Zloch

MIGRATIONSWISSEN.
DAS BEISPIEL
DER BUNDESREPUBLIK

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Wissen

APuZ 3-4/2021

NADJA EL KASSAR

WAS IST WISSEN?

EINIGE PHILOSOPHISCHE ÜBERLEGUNGEN

Die große Frage „Was ist Wissen?“ verstehen Philosoph:innen auf mindestens drei verschiedene Weisen: Was für Arten von Wissen gibt es? Was macht Wissen aus? Und was gilt als Wissen? Erschwerend ist auch zu bedenken, dass es kein Wissen ohne Unwissen gibt.

Seite 04–08

ERNST PETER FISCHER

**GESCHICHTETES UND GESCHICHTLICHES.
ALTE UND NEUE ORDNUNGEN DES WISSENS**

Die Ordnung des Wissens muss die Ordnung der Wirklichkeit zeigen, die sich umgekehrt in der Wissensordnung widerspiegelt. Um dieses Wechselspiel haben sich vor allem die Naturwissenschaften verdient gemacht. Dennoch können ihre Modelle zugleich in die Irre führen.

Seite 09–14

MATHIAS GROTE

**VON ENZYKLOPÄDIEN ZU WIKIPEDIA
UND ZURÜCK?**

Der „Enzyklopädismus“, die Sammlung von umfangreichen Wissensbeständen in praktisch nutzbarer Form, war immer auch politisches Projekt der Bildung und Kommunikation. Dies wirft ein Schlaglicht auf Entwicklungen der Wikipedia, die vor 20 Jahren gegründet wurde.

Seite 15–21

JOHANNES PANTENBURG ·

SVEN REICHARDT · BENEDIKT SEPP

CORONA-PROTESTE UND DAS

(GEGEN-)WISSEN SOZIALER BEWEGUNGEN

Die protestierenden „Querdenker“ unterfüttern Kritik an der Pandemiepolitik mit Gegenwissen und „alternativen“ Einschätzungen zum Coronavirus. Die Mobilisierung von Gegenwissen ist indes kein neues Phänomen, sondern ein wesentliches Charakteristikum sozialer Bewegungen.

Seite 22–27

PETER WEINGART

**WISSENSCHAFTLICHE POLITIKBERATUNG
IN KRISENZEITEN**

Ob Corona-Krise oder Klimawandel: Politik ist auf wissenschaftliche Beratung angewiesen. Welche allgemeinen Regeln und Prinzipien gelten dafür? Wer berät mit welchem Wissen? Wer findet warum Gehör? Und welchen Einfluss hat öffentliche Kommunikation?

Seite 28–32

STEPHANIE ZLOCH

MIGRATIONSWISSEN.

DAS BEISPIEL DER BUNDESREPUBLIK

Migrationswissen richtet sich als neues Forschungsthema nicht allein auf Wissen in Verwaltung und Wissenschaft, sondern auch auf Möglichkeiten für Migrant:innen, mitgebrachtes Wissen neu zu organisieren und zu gesellschaftlicher Anerkennung zu bringen.

Seite 33–38

EDITORIAL

„Als Wissen wird üblicherweise ein für Personen oder Gruppen verfügbarer Bestand von Fakten, Theorien und Regeln verstanden, die sich durch den höchstmöglichen Grad an Gewissheit auszeichnen, so dass von ihrer Gültigkeit bzw. Wahrheit ausgegangen wird.“ So heißt es in der deutschsprachigen Version des bekanntesten Online-Lexikons, das im Januar 2021 seinen 20. Geburtstag feiert: Wikipedia. Die Plattform ist inzwischen selbst Teil der menschlichen Wissensinfrastruktur, gehört sie doch zu den meistfrequentierten Internetseiten überhaupt. Was dabei leicht übersehen wird: Mit ihrem aufklärerischen Anspruch, Wissen zu verbreiten, steht sie durchaus in der Tradition der alten gedruckten Enzyklopädien, die sie weitgehend verdrängt hat.

Die heutige einfache und nahezu unbegrenzte Verfügbarkeit von Informationen täuscht bisweilen darüber hinweg, dass wissenschaftlich abgesicherte Wissensproduktion langwierig und mühsam ist. Umso schwieriger ist es offenbar auszuhalten, wenn zu einem drängenden Problem zu wenig gesichertes Wissen vorliegt, um (bewusst) sinnvoll handeln zu können. Dies führt einmal mehr die derzeitige Covid-19-Pandemie vor Augen, bei der gerade zu Anfang kaum Wissen darüber vorlag, wie sich das neuartige Coronavirus verbreitet und wie es im menschlichen Körper wirkt. Unterschiedliche wissenschaftliche Positionen drohen in einer solchen Situation politisiert und einfache Antworten bevorzugt zu werden.

Die umfassende digitale Vernetzung begünstigt dabei nicht nur die Verbreitung erwiesener wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern auch die von „alternativen Fakten“ und „gefühltem Wissen“. Der Unterschied zwischen Wissen und bloßem Glauben wurde indes bereits im 18. Jahrhundert in „Zedlers Universal-Lexicon“ betont: „Wissen, Latein. *Scire*, heisset, aus ungezweifelten Gründen etwas durch Schlüsse herausbringen. (...) Wissen und Glauben sind zweyerley Dinge; Und wo das erstere sich findet, hat man des letztern nicht vonnöthen.“

Johannes Piepenbrink

ESSAY

WAS IST WISSEN?

Einige philosophische Überlegungen

Nadja El Kassar

Ich weiß, dass ich Nadja El Kassar heiße. Ich weiß, dass Berlin die Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland ist. Ich weiß, dass Mandeln keine Nüsse sind. Und ich weiß, wie man Fahrrad fährt. Ich weiß auch, wie es sich anfühlt, wenn man im Herbst bei Sonnenschein in einem Wald durch Laub geht. Ich weiß, dass ich noch einiges mehr weiß, aber so eine Liste von all dem, was man weiß, würde sehr lang und wäre gar nicht so einfach zu erstellen. Auch eine Liste von all dem, was die Menschheit, was „wir Menschen“ wissen, ist sehr schwierig (vielleicht sogar unmöglich) anzufertigen. Dazu müsste man erst einmal einen Überblick gewinnen: Enzyklopädien, Lexika, Wikipedia sind Versuche, solche Listen allgemeinen Wissens zu erstellen.

Wenn man hinterfragt, was man weiß, oder etwas erklären soll, das man zu wissen glaubt, merkt man oft aber auch, dass man doch nicht *weiß*, was man zu wissen dachte. Wissen Sie, warum sich im Herbst die Blätter von Laubbäumen bunt färben? Wirklich jedes Detail der Erklärung? Oder eher so grob, dass es etwas mit Chlorophyll zu tun hat? Und *wissen* Sie mit so grober Ahnung dann, warum sich im Herbst die Blätter von Laubbäumen bunt färben? Allgemein gefragt: Wie viel muss man wissen, damit das Wissen auf die eigene „Das-weiß-ich“-Liste kommen darf? Und was gehört auf die „Das-weiß-ich-nicht“-Liste?

Bei der Suche nach dem eigenen Wissen stößt man unvermeidlich auf das eigene Unwissen, aber es ist noch schwieriger, eine Liste davon zu erstellen, was man nicht weiß. Denn dazu muss man auch erst einmal wissen, dass und was man nicht weiß. Unbestritten ist allerdings, dass sich sowohl die Liste all unseres Wissens als auch die unseres Unwissens beliebig verlängern ließe. Das hat auch damit zu tun, dass nicht alles Wissen explizit ist, vieles ist auch implizit.

Die spannende Frage, die *in* diesen Listen steckt und im Zentrum dieses Essays steht, ist:

Was ist überhaupt Wissen? Diese Frage verstehen Philosoph:innen auf mindestens drei verschiedene Weisen: *Erstens*: Was für Arten von Wissen gibt es? *Zweitens*: Was macht Wissen aus? Und *drittens*: Was gilt als Wissen?⁰¹

Fragen nach Wissen beschäftigen Denker:innen seit über 2000 Jahren. Die Antworten sind vielfältig und bis heute umstritten. Und auch in diesem Essay werden die Ansätze für Antworten auf diese drei Fragen unvollständig bleiben, denn jeder Ansatz hat blinde Flecken. Aber für alle drei Fragen erhalten wir Annäherungen an philosophische Antworten. Außerdem werden wir Querverbindungen zwischen Wissen und essenziellen Begriffen wie „Macht“, „Gerechtigkeit“ und „Unwissen(heit)“ entdecken und so zumindest die Ausgangsfrage „Was ist Wissen?“ und die verschiedenen Antworten darauf besser verstehen.

WAS FÜR ARTEN VON WISSEN GIBT ES?

In meiner Aufzählung von Dingen, die ich weiß, habe ich – typisch für Philosoph:innen – mit *satzförmigem Wissen* begonnen. Ich weiß, dass Tiger Säugetiere sind. Ich weiß, dass H₂O die Summenformel von Wasser ist. Solches Wissen wird in Aussagesätzen ausgedrückt. Satzförmiges Wissen kann Wissen sein, das in Enzyklopädien gesammelt wird, es kann aber auch Wissen sein, das eher trivial ist, etwa das Wissen vom eigenen Namen. Dieses Wissen ist auch satzförmig, findet sich aber meist nicht in Lexika.⁰²

Aber nicht alles Wissen ist satzförmig. Es gibt auch *praktisches Wissen*: Wissen, wie man Fahrrad fährt, Wissen, wie man Klavier spielt, Wissen, wie man einen Algorithmus programmiert. Dafür, dass ich weiß, wie man Fahrrad fährt, reicht es nicht, dass ich eine Beschreibung der relevanten Bedingungen und Körperbewegungen formu-

lieren kann. Ich muss sie auch ausführen können. Praktisches Wissen ist nicht so einfach in Aussagesätze zu übersetzen, und es erschöpft sich auf keinen Fall darin. Man braucht die Praxis für praktisches Wissen, denn praktisches Wissen umfasst Dinge, die wir mit unserem Körper ausüben.

Eine verwandte Art dieses Wissens ist das *phänomenale Wissen*, also Wissen, wie sich etwas anfühlt – Zahnschmerzen, Muskelkater, aber auch Sonnenstrahlen auf der Haut oder Wasser, das die Füße umspielt. Auch dieses Wissen ist nicht bloß satzförmiges Wissen. Ich kann zwar in Worten beschreiben, wie sich Zahnschmerzen anfühlen (stechend, dumpf et cetera), aber letztlich ist das Gefühl nicht vollständig in Aussagesätze übersetzbar. Literat:innen üben sich immer wieder an diesen Übersetzungen, und sind da auch recht erfolgreich. Aber ohne die Erfahrung selbst, ohne das Gefühle, ist es doch nicht ganz dasselbe.

Manchmal wird auch *körperliches Wissen* als eine Art von Wissen gezählt. Beispielsweise wissen Sie, wie Ihre Füße positioniert sind, während Sie diesen Text lesen, auch wenn Sie Ihre Füße nicht anschauen. Die Propriozeption ist der Wahrnehmungssinn, der diesem Wissen zugrunde liegt. Und vielleicht ist es auch körperliches Wissen, wenn Sie einem Ball ausweichen, der unerwartet auf Sie zufliegt, oder wenn Sie Treppen heruntergehen (können), ohne zu schauen, wo die Stufen sind. Es ist umstritten, ob dieses körperliche Wissen tatsächlich als Wissen zählen sollte.⁰³ Denn kann etwas, das „irgendwie“ in unseren Körpern zu finden ist, tatsächlich Wissen sein? Mediziner:innen und andere forschen zu körperlichem Wissen, und das Wissen, das sie dabei produzieren, ist satzförmig. Das körperliche Wissen selbst bleibt trotzdem körperlich. Damit sind wir direkt bei der nächsten Frage.

01 Andere Disziplinen stellen andere Fragen, zum Beispiel: Wie entsteht Wissen? Wie wird Wissen verbreitet? Wie verliert Wissen an Bedeutung? Es gibt Überschneidungen mit den Fragen dieses Essays, die ich hier aber nicht ausführen kann.

02 Natürlich hat auch das Wissen vom eigenen Namen für einen selbst existenzielle Bedeutung, aber grundsätzlich gilt es als selbstverständliches Wissen, das nicht in Lexika festgehalten wird.

03 Man könnte auch moralisches Wissen als weitere Art von Wissen anführen. Es gibt allerdings ausführliche Diskussionen, ob es sich hierbei überhaupt um Wissen handelt und was dieses ausmachen würde (wissen, was moralisch gut ist?). Da diese Diskussionen von der Hauptfrage ablenken, sei hier nur in dieser Fußnote darauf hingewiesen.

WAS MACHT WISSEN AUS?

Warum könnte es merkwürdig klingen, wenn man die Fähigkeit, einem Ball auszuweichen, als Wissen bezeichnet? Weil weithin angenommen wird, dass Wissen etwas mit Wahrheit zu tun hat. Ich kann wissen, dass H_2O die Summenformel von Wasser ist, weil die *Überzeugung*, dass H_2O die Summenformel von Wasser ist, wahr ist. Wissen ist somit etwas, das wahr ist. Und die Fähigkeit, reflexartig etwas auszuweichen, ist nichts, das wahr ist oder wahr sein kann. Es ist eine Fähigkeit – die kann man besitzen oder nicht. Ähnliche Probleme finden sich beim praktischen Wissen. Auch dieses Wissen ist nicht wahr. Nichtsdestotrotz scheint Wahrheit Wissen auszumachen, also eine Bedingung von Wissen zu sein. Weil Wissen falsche Aussagen, also die Unwahrheit des Satzes, ausschließt, gehört Wahrheit in eine Definition von Wissen.⁰⁴

Manche Philosoph:innen argumentieren, dass praktisches Wissen, beispielsweise das Wissen, wie man Fahrrad fährt, tatsächlich auch satzförmiges Wissen ist. Denn es sei reduzierbar auf satzförmiges Wissen: Das heißt, ich kann lauter wahre satzförmige Aussagen über das Fahrradfahren-Können formulieren und damit das praktische Wissen, wie man Fahrrad fährt, erfassen. Allerdings haben wir bemerkt, dass es bei dieser Art Wissen einen direkten Bezug auf Körperbewegungen und Handlungen gibt, die nicht in Sätzen abgebildet werden können. Denn Sätze sind eben nicht das gleiche wie körpervermittelte Handlungen. Ähnliches gilt für das phänomenale Wissen, auch dieses ist nicht auf satzförmige Aussagen reduzierbar.

Über das Verhältnis von praktischem und satzförmigem Wissen gibt es eine umfangreiche Debatte in der Philosophie und angrenzenden Disziplinen, die allerdings in viele Detailfragen führt, weshalb ich sie hier ausklammere.⁰⁵ Aber dass es so eine Debatte gibt, ist dennoch aufschlussreich für die Frage danach, was Wissen ausmacht. Die Debatte kann Zweifel daran nähren, dass praktisches und körperliches Wis-

04 Dass ich weiß, wie man Fahrrad fährt, ist wahr; dabei ist aber nicht mein praktisches Wissen wahr, sondern die Aussage über mein praktisches Wissen – und das ist klassisch satzförmiges Wissen.

05 Vgl. David Löwenstein, „Wissen, dass“ und „Wissen, wie“, in: Martin Grajner/Guido Melchior (Hrsg.), *Handbuch Erkenntnistheorie*, Stuttgart 2019, S. 116–121.

sen tatsächlich Arten von Wissen sind. Und der Zweifel zeigt, dass es eine Art von Wissen gibt, die von Philosoph:innen, aber auch gesellschaftlich privilegiert behandelt wird, sozusagen einen Sonderstatus innehat: das satzförmige Wissen. Dieses Wissen scheint den Kern von Wissen auszumachen.

Diese Aussagen sind nun allerdings keine Begründung, warum satzförmiges Wissen einen Sonderstatus hat, und auch keine Rechtfertigung, dass das so sein sollte. Ich weise hier nur darauf hin, dass dieses Wissen in zahllosen gesellschaftlichen Kontexten, beispielsweise in schulischen und akademischen, am höchsten bewertet wird. Dies sollte angesichts der mittlerweile fast schon überholten Analyse der „Wissensgesellschaft“, in der wir angeblich leben, keine Überraschung sein. Es verdient aber dennoch, betont zu werden, dass schon die Bestimmung von Arten von Wissen umstritten sein kann und dominante Interpretationen die Definition von Wissen einseitig bestimmen und andere Ansätze ausschließen können. Das heißt: Schon die Definition von Wissen und Wissensarten hat mit Macht zu tun. Ich werde später darauf zurückkommen.⁰⁶

Trotz dieser problematischen Einschränkungen konzentriere ich mich bei der Frage, was Wissen ausmacht, auf satzförmiges Wissen. Auch für satzförmiges Wissen gibt es konkurrierende Bestimmungen; fest steht immerhin, dass es per definitionem tatsächlich satzförmig sein muss. Das heißt, es besteht letztlich aus Überzeugungen: Die *Überzeugung*, dass die Summenformel von Wasser H_2O ist, macht mein Wissen, dass die Summenformel von Wasser H_2O ist, aus.

Wir haben gesehen, dass Wahrheit zur Definition von satzförmigem Wissen gehört. Aber kann Wissen nicht auch falsch sein? Interessanterweise herrscht da in philosophischen Kontexten überwiegend Einigkeit: Nur etwas, das wahr ist, kann Wissen sein. Und wenn sich etwas, das man für Wissen gehalten hat, als falsch herausstellt, dann war es kein Wissen, sondern nur vermeintliches Wissen. Das geozentrische Weltbild etwa, das die Erde und den Menschen im Mittelpunkt des Universums sieht, wurde für Wissen gehalten,

hat sich aber als vermeintliches Wissen herausgestellt, weil das heliozentrische Weltbild korrekt ist. Aber dass wir oft bloß vermeintliches Wissen haben, ist kein Anlass, Wahrheit aus der Definition von Wissen zu streichen. Wahrheit macht Wissen aus. Wahrheit ist zentral für Wissen. Das erkennen wir auch daran, dass häufig Fakten beziehungsweise Tatsachen Gegenstand von Wissen sind.

Welche Bedingungen gelten noch für Wissen? Wissen soll gerechtfertigt sein: Die Rechtfertigung liefert das Fundament für Wissen. Ich weiß, dass sich im Herbst die Blätter von Laubbäumen bunt färben, weil ich es in verschiedenen Herbstern zuvor gesehen habe. Meine Wahrnehmung liefert also eine Rechtfertigung für mein Wissen. Ich weiß es aber auch, weil ich es in der Schule gelernt habe, zusammen mit der Erklärung, dass, weil das grüne Chlorophyll entzogen wird, andersfarbige Pigmente übrigbleiben. Und vielleicht weiß ich auch noch, warum und wie das Chlorophyll aus den Blättern entzogen wird. Das sind weitere Rechtfertigungen für mein Wissen, dass sich im Herbst die Blätter von Laubbäumen bunt färben. Die Rechtfertigungskette geht natürlich noch weiter und umfasst auch implizites Wissen. Wichtig für unsere Frage nach der Definition von Wissen ist, dass eine Rechtfertigungskette zu Wissen dazugehört.

Sokrates verwendet im Dialog mit Menon ein anschauliches Bild, um zu erklären, warum Rechtfertigung für Wissen so wichtig ist, und wahre Überzeugung allein nicht reicht: Beim Wissen ist die wahre Überzeugung noch durch die Rechtfertigung „angebunden“ (wie mit Seilen) und kann so nicht verschwinden. Und manchmal sieht es auch so aus, dass die Begründung sogar Wissen garantiert. Aber da kommt doch wieder das Problem des vermeintlichen Wissens dazu, denn eine Begründung kann ja auch falsch sein, und dann führt sie nicht zu Wissen. Bevor man zum Beispiel wusste, dass Sauerstoff Feuer nährt, wurden im 17./18. Jahrhundert Verbrennungsprozesse unter anderem mit dem Stoff „Phlogiston“ in Verbindung gebracht. Die Erklärungen waren zwar bis zu einem gewissen Grad plausibel, aber letztlich falsch, weil Phlogiston nicht existiert. Um diese Eventualitäten in der Definition von Wissen zu vermeiden, haben sich Philosoph:innen verschiedene Zusätze zur Definition überlegt.

06 Auch das Wissen von nicht menschlichen Tieren scheint durch das satzförmige Wissen ausgeschlossen zu werden. Allerdings gibt es weit entwickelte Argumentationen dafür, dass Tiere sehr wohl Wissen besitzen.

Ein sehr wichtiger Zusatz ist, dass Wissen gewiss ist. Das ist mehr als die Wahrheitsbedingung. Gewissheit meint nämlich auch Unerschütterlichkeit. Anders gesagt: Nur diejenige wahre Überzeugung, die auch irritationsfest ist, kann Wissen sein.⁰⁷ Wissen ist demnach nur das, was gerechtfertigterweise bestehen bleibt, wenn es durch Einwände angegriffen wird. Um das Problem, dass Wissen sich als vermeintliches Wissen entpuppen kann, zu umgehen, wird eine weitere Bedingung eingeführt: Wissen soll irrtumssensibel sein, das heißt, es soll möglich sein, vermeintliches Wissen durch gerechtfertigte Kritik zu widerlegen.⁰⁸ Wissen wird durch diese Zusätze genauer definiert, aber auch eingebunden in Erkenntnisprozesse, in den wissenschaftlichen und sozialen Austausch über Wissen.

Für (satzförmiges) Wissen müssen also folgende fünf Bedingungen erfüllt sein: (Satzförmiges) Wissen ist wahre, gerechtfertigte Überzeugung (übrigens die klassische Bestimmung von Wissen in der Philosophie), die irrtumssensibel und irritationsfest ist.

Was aber ist dann mit Wissen, das auf „alternativen Fakten“ aufbaut? Was ist mit Wissen, das irrtumssensibel sein müsste, aber die Wissenden scheren sich nicht um diesen Aspekt? Tatsächlich kann die Definition von satzförmigem Wissen nicht widerlegt werden durch ein eigenwilliges Verständnis von Wissen, die Behauptung von „alternativen Fakten“ oder sturer Wiederholung von ungerechtfertigten Aussagen. Denn eine philosophische Definition soll nicht abbilden, wie ein Begriff falsch oder missbräuchlich gebraucht wird und sich diesem Gebrauch anpassen; sondern sie soll bestimmen, wie der Begriff gebraucht werden soll.

Der eigenwillige Umgang mit dem Wort „Wissen“ ist nichtsdestotrotz aufschlussreich. Er zeigt an, dass Wissen Teil von sozialen, erkenntnisorientierten Praktiken ist. Wissen hat immer etwas mit wissenden Personen (oder Subjekten) zu tun. Wie stark diese Verbindung ist, und ob es nicht doch Wissen ohne Personen und ohne ihren Einfluss geben kann, ist ein weiterer Knotenpunkt, an dem sich die Frage „Was ist Wissen?“ vielfältig verzweigt. Wie viele andere gehe ich da-

von aus, dass Menschen in Wissensprozesse eingreifen. Sie wollen bestimmen, was als Wissen gilt. Das ist einer der Gründe dafür, warum Wissen mit Macht zu tun hat.

WAS GILT ALS WISSEN?

Ich habe eine normative Definition von Wissen vorgestellt, aber es ist bekannt, dass Wissen auch durch Anerkennung sozial bestimmt wird. Das heißt nicht unbedingt, dass Wissen nur ein Konstrukt ist, sondern erstmal nur, dass soziale Prozesse mitbestimmen, was als Wissen bezeichnet wird. Das haben wir bereits bei der Frage, ob körperliches Wissen überhaupt Wissen ist, gesehen. Hier sind auch soziale und wissenschaftliche Prozesse am Werk, die eine Antwort darauf, was als Wissen gilt, mitbestimmen. Diese Prozesse sind auch durchzogen von Macht: Wer liefert die dominante Interpretation? Wer bestimmt, was als Wissen gilt?

Wir sehen die Auswirkungen von diesen Geltungsprozessen in verlorenem Wissen, zum Beispiel über die medizinische Wirksamkeit bestimmter Pflanzen. Dieses Wissen ist verschüttet, weil es nicht tradiert wurde, manchmal durch bewusste Unterdrückung, manchmal unabsichtlich. Ein Beispiel für verlorenes Wissen liefert der Pfauenstrauch. Diese Pflanze wurde von Sklavinnen auf den Westindischen Inseln verwendet, um Abtreibungen vorzunehmen, um nicht Kinder zu gebären, die ein Leben in Sklaverei führen müssten. Die Naturforscherin Maria Sibylla Merian etwa hat die Verwendung des Pfauenstrauchs vor 300 Jahren in ihren Schriften erwähnt.⁰⁹ Im Zuge des Kolonialismus wurde viel Wissen über die Verwendung von Pflanzen nach Europa gebracht, beispielsweise dass Chinin, gewonnen aus der Rinde des Chinarindenbaums, wirksam gegen Malaria ist. Aber das Wissen, auf welche Weise der Pfauenstrauch als Abtreibungsmittel eingesetzt werden kann, blieb den europäischen Frauen der Zeit verborgen, dabei wäre es für sie wahrscheinlich von Nutzen gewesen.¹⁰

⁰⁹ Vgl. Maria Sibylla Merian, *Metamorphosis insectorum Surinamensium*, Amsterdam 1705.

¹⁰ Für eine Analyse der Mechanismen hinter der (Nicht-)Tradierung von Wissen siehe Londa Schiebinger, *Agnology and Exotic Abortifacients: The Cultural Production of Ignorance in the Eighteenth-Century Atlantic World*, in: *Proceedings of the American Philosophical Society* 3/2005, S. 316–343.

⁰⁷ Vgl. Lutz Wingert, *Lebensweltliche Gewissheit versus wissenschaftliches Wissen?*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 6/2007, S. 911–927.

⁰⁸ Vgl. ebd.

Die Tatsache, dass Wissen mit Anerkennung und Geltung zu tun hat, unterstreicht noch einmal die enge Verbindung zwischen Wissen und Macht. Was als Wissen gilt, können die Mächtigen manchmal mitbestimmen. Ein Blick in die Geschichte scheint nahelegen, dass diese Bestimmungsmacht unbegrenzt ist: Aussagen, die weder wahr noch gerechtfertigt sind, wurden und werden dann durch Zwang oder auch durch stumpfes Weiterbehaupten zu Wissen deklariert. Sie sind dann meist vielmehr Teil einer Ideologie. So erleben wir es heutzutage beispielsweise im Fall von Klimawandelleugner:innen, die sich durch stichhaltige wissenschaftliche Widerlegungen nicht davon abbringen lassen, ihre nachweislich falschen Aussagen weiter zu behaupten.

Ab- und Anerkennungsprozesse betreffen nicht nur das Wissen, sondern auch die Wissenden. Nicht jede Wissende wird als Wissende anerkannt, nicht jeder Wissende darf auch wissen. Die Sklavinnen der Westindischen Inseln im 18. Jahrhundert galten den kolonialen Obrigkeiten nicht als Wissende; sowohl ihr Wissen als auch sie selbst wurden ignoriert. Die Frauen haben damit epistemische Ungerechtigkeit erfahren. „Epistemische Ungerechtigkeit“ bezeichnet Prozesse und Mechanismen, durch die eine Person, die etwas weiß, nicht als Wissende behandelt wird, beispielsweise, weil sie aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht gehört wird.¹¹

ZUM ABSCHLUSS: KEIN WISSEN OHNE UNWISSEN

Welche Antworten auf die drei Interpretationen von „Was ist Wissen?“ haben wir also entwickelt? Wissen kann unterschiedlicher Art sein: Es kann satzförmig, praktisch oder phänomenal sein. Satzförmiges Wissen ist wahre, gerechtfertigte Überzeugung, die gewiss, aber auch irrtumsensibel und irritationsfest ist. Anerkennungsprozesse prägen auch, was als Wissen gilt. Aber nicht alles, was als Wissen gilt, ist auch tatsächlich Wissen. Falsche Aussagen etwa können nur vermeintliches Wissen sein.

¹¹ Vgl. Miranda Fricker, *Epistemic Injustice: Power and the Ethics of Knowing*, Oxford–New York 2007.

¹² Alternativ kann man hier auch von Nichtwissen sprechen.

¹³ Vgl. Jürgen Mittelstrass, *Nichtwissen: Preis des Wissens?*, in: Schweizerische Technische Zeitschrift 6/1996, S. 32–35.

Die Fragen nach der Geltung von Wissen weisen zurück auf eine Facette von Wissen, die ich einleitend bereits erwähnt habe: Unwissen. Ist das, was nicht Wissen ist, Unwissen? Zum Abschluss möchte ich kurz aufzeigen, warum wir bei der Frage, was Wissen ist, gar nicht umhinkommen, auch über Unwissen zu sprechen.¹²

Kurz gesagt: Es gibt kein Wissen ohne Unwissen. Was meint das? Zunächst meint es die Beobachtung, dass eine Person, bevor sie Wissen erworben hat, unwissend war. Mein Unwissen kommt vor meinem Wissen; bevor ich etwas weiß, wusste ich es nicht. Unwissen und Wissen sind also zeitlich aneinandergelockt.

Der Philosoph Blaise Pascal lieferte im 17. Jahrhundert eine weitere notwendige Verbindung zwischen Wissen und Unwissen: Er beschrieb Wissen als eine große Kugel in einem Meer von Unwissen. Und mit diesem Bild erkennen wir, dass immer, wenn neues Wissen dazu kommt, die Kugel wächst, aber auch das Unwissen.¹³ Denn wenn man mehr weiß, entsteht auch mehr Unwissen, weil man nun mehr weiß, zu dem man gleichzeitig Entsprechendes nicht weiß. Wissen und Unwissen koexistieren also stets und lassen sich, wenn überhaupt, nicht allein, sondern nur in Kombination verstehen.

In diesen Versuchen die Frage zu beantworten, was Wissen ist, zeigt sich, dass Wissen mit vielen weiteren Begriffen unauflöslich verknüpft ist. Insbesondere die enge Verbindung zwischen Wissen und Unwissen ist bedeutsam. Das Wissen vom eigenen Unwissen machte Sokrates übrigens – laut dem Orakel von Delphi – zum weisesten aller Menschen. Nehmen wir das doch als Anregung, auch über die Frage nachzudenken: Was ist Unwissen?

NADJA EL KASSAR

ist habilitierte Philosophin mit Lehrauftrag an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich und derzeit Gastprofessorin an der Freien Universität Berlin. Zu ihren Schwerpunkten zählen unter anderem Erkenntnistheorie und Unwissen. nadja.elkassar@gess.ethz.ch

ESSAY

GESCHICHTETES UND GESCHICHTLICHES

Alte und neue Ordnungen des Wissens über die Welt

Ernst Peter Fischer

„Wissen entsteht geschichtlich.“⁰¹ Mit diesem konservativ klingenden Satz beginnt ein 2008 erschienenes Buch, in dem es um „Neue Wissensordnungen“ geht und unter anderem um die Frage, wie sich aus den rasch wachsenden Mengen an allzeit verfügbaren Informationen und Nachrichten geordnetes Wissen beschaffen lässt, um sich orientieren und zurechtfinden zu können. Dank Smartphones kann sich der heutige *Homo medialis* den Besuch in Bibliotheken und das Blättern in Enzyklopädien sparen, weil er allein durch Antippen eines Displays an die Daten kommt, aus dem sich das Wissen formen lässt, das zu einer Lebensplanung und -führung zu gehören scheint.⁰² Mit den inzwischen allgegenwärtigen Handys als tragbare Außenstelle des Gehirns erreicht das historische Streben der Menschen einen Höhepunkt, das Aristoteles als ihre eigentliche Natur angesehen hat: „Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen“, so lautet der erste Satz seiner berühmten Schrift „Metaphysik“.

Eine Besonderheit des berühmten Buches von Aristoteles besteht darin, dass der griechische Philosoph seine Sicht auf das urtümliche Verlangen der Menschen nach Wissen, das am Ende des Sammelns nach Ordnung verlangt, nicht nur konstatierte, sondern seine Haltung begründete: Alle Menschen strebten nach Wissen, so Aristoteles, weil sie Freude an der Wahrnehmung der Welt hätten. Mit dem Vergnügen am sinnlichen Zugang zu den Dingen meinte er vor allem das Sehen mit den Augen, die sich bekanntlich am Schönen erbauen. Das deutsche Wort „Wahrnehmung“ heißt in der zitierten Metaphysik *aisthesis*, und nachdem aus dieser leichtfüßigen Idee im Laufe der abendländischen Geschichte der eher schwerfällige Begriff „Ästhetik“ geworden ist, kann man sagen, dass Menschen nach Wissen streben, weil sie der Welt eine ihnen gefällige harmonische Ordnung geben wollen.

Wer hier einwendet, dass damit doch eine Ordnung der Wirklichkeit und nicht eine Ordnung des Wissens gemeint ist, darf daran erinnert

werden, dass es zu den eindrucksvollsten philosophischen Lektionen des frühen 20. Jahrhunderts gehört, dass Physiker erkannten, dass ihre Wissenschaft nicht von der Natur handelt, sondern vom Wissen, das Menschen über die Natur erst gewonnen und dann in ihren Lehrbüchern aufgeschrieben haben, wo es schließlich strukturiert zu finden ist. Die Ordnung des Wissens muss die Ordnung der Wirklichkeit zeigen, die sich umgekehrt in der Wissensordnung widerspiegelt, und um dieses historisch-dynamische Wechselspiel haben sich in der Geschichte der europäisch-abendländischen Kultur vor allem die Naturwissenschaften verdient gemacht.⁰³

KURIOSITÄTEN

Bevor ich in diesem Essay dem eingangs zitierten Satz „Wissen entsteht geschichtlich“ nachgehe, möchte ich auf zwei Kuriositäten aufmerksam machen, die zur Frage der Wissensordnungen gehören und gerade durch ihren Witz zum Nachsinnen anregen können. Die erste besteht in dem bekannten, bösen Verdikt des antisemitischen Fundamentalontologen Martin Heidegger, der 1951 öffentlichkeitswirksam erklärte: „Die Wissenschaft denkt nicht.“⁰⁴ Heidegger wollte offenbar das Denken für seine Zunft reservieren, weshalb er bereitwillig zugab, dass die Philosophie nicht weiß – wobei viele wissen werden, dass so etwas schon Sokrates in unschlagbarer Kürze mit den Worten „ich weiß, dass ich nicht weiß“ ausgedrückt hat – was mich nicht daran hindern soll, seiner Weisheit zu widersprechen. Schließlich wusste Sokrates eines ganz sicher: dass er nämlich ein Mensch ist. Daraus folgt, dass er etwas wissen wollte, womit immerhin schon zwei Dinge vorliegen, die er wissen musste. Doch sei dies nur am Rande erwähnt.

Wenn unter den bisherigen Vorgaben über Wissensordnungen gesprochen werden soll, dann wird auffallen, dass paradoxerweise philosophisch

orientierte Fachleute, die selbst über kein Wissen verfügen, den Naturforscherinnen und Naturforschern erklären möchten, wie sie ihre Einsichten ordnen können. So seltsam es auch klingen mag, aber diese Arbeitsteilung zwischen Denkenden und Wissenden hat funktioniert. Seit die Naturwissenschaften unter Anleitung der Physik die Wirklichkeit erkunden und das dabei erworbene Wissen in oftmals mathematisch formulierbare Gesetze zu fassen gelernt haben, kennen und schreiben Menschen Lehrbücher und Kompendien, in denen das Gefundene eine (alphabetische oder sonstige) Ordnung bekommt. Dabei ist dem grantelnden Göttinger Gelehrten Georg Christoph Lichtenberg bereits im 18. Jahrhundert etwas aufgefallen, das er unnachahmlich in seinen „Sudelbüchern“ notiert hat: „Ein etwas vorschnippischer Philosoph, ich glaube Hamlet, Prinz von Dänemark, hat gesagt, es gäbe eine Menge Dinge im Himmel und auf der Erde, wovon nichts in unseren Kompendien stände. Hat der einfältige Mensch, der bekanntlich nicht recht bei Trost war, damit auf unsere Kompendien der Physik gestichelt, so kann man getrost antworten: gut, aber dafür stehen auch wieder eine Menge von Dingen in unseren Kompendien, wovon weder am Himmel noch auf der Erde etwas vorkommt.“⁰⁵

Und damit sind wir bei der zweiten Kuriosität: Man muss tatsächlich Obacht geben und sollte gerade im Bereich der Naturwissenschaften daran denken, wie rasch die Modelle oder die Bildchen, mit denen das aktuell erworbene Wissen erfasst und vorgeführt wird, in die Irre führen können, indem sie eine Ordnung vorspiegeln, die es in der Wirklichkeit gar nicht gibt. Als ein einfaches Beispiel sei auf das Modell des Atoms verwiesen, das Niels Bohr kurz vor dem Ersten Weltkrieg vorgelegen konnte und das ihm in den 1920er Jahren Nobelpreisehren eingetragen hat. In diesem eingängigen und anschaulichen und heute noch in

vielen Köpfen präsenten Bild des Atoms umkreisen Elektronen einen Kern wie die Planeten die Sonne, nur dass man heute sicher sagen kann, dass es diese Bahnen von Elektronen in Wirklichkeit überhaupt nicht gibt. Sie entstehen erst und nur dann, wenn Menschen sie beschreiben. Ebenso wenig gibt es in der Natur all die Kügelchen, die Atomkerne und ihre Elementarteilchen in den populären Magazinen darstellen sollen, kommen die lustigen Figuren auch noch so bunt daher.

Was die Lebenswissenschaften angeht, so konnten sie in Form der Molekularbiologie in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ungeheure Triumphe bei der Erklärung der genetischen Vorgänge in Zellen feiern, was vor allem der zentralen Struktur zu verdanken ist, die als elegante Doppelhelix aus DNA den Stoff zeigt, aus dem die Gene sind, und dabei zur Ikone der neuen Biologie geworden ist. Tatsächlich aber gibt es diese schicke DNA in der zellulären Wirklichkeit keinesfalls in der reinen und nackten Form, in der sie in Lehrbüchern und populären Fernsehsendungen dem Publikum vorgesetzt wird. Es ist überhaupt nicht möglich, das Innere einer Zelle in einem statischen Bild zu erfassen, auf dem sich eine solide Ordnung zeigt. Wenn man eines sicher über das Leben auf diesem Niveau sagen kann, dann dies, dass man dort auf ein wimmelndes und verschränktes Gewebe trifft, dessen dynamische Strukturierung dem derzeitigen Wissen unverständlich und unzugänglich bleibt.

WEGE DES WISSENS

Wer über Wissensordnungen schreibt, kann zwei historische Wege ihres Werdens verfolgen: Der erste führt von außen nach innen, der zweite geht von der einfachen physikalischen über die raffiniertere chemische zur komplexen organischen Wirklichkeit, ohne damit an ein Ende zu kommen.

Mit der zuerst genannten Bewegung des Wissens ist die historische Tatsache gemeint, die an die Vorstellung des Aristoteles anschließt, der zufolge das Wissen vor allem durch das Sehen gewonnen wird. Die Augen der neugierigen Menschen richteten sich zuerst auf den Himmel, nicht zuletzt, weil es dort wundersame Konstellationen von flimmernden Lichtern zu beobachten gibt, um deren Deutung sich erste Astrologen bemühten. Natürlich beobachtete man auch Phänomene auf der Erde – etwa das Eintreten von Hochwasser, die Erträge von Böden oder die Vermehrung von

01 Olaf Breidbach, *Neue Wissensordnungen. Wie aus Informationen und Nachrichten kulturelles Wissen entsteht*, Frankfurt/M. 2008, S. 11.

02 Vgl. Ernst Peter Fischer, *Die Welt in deiner Hand. Zwei Geschichten der Menschheit in einem Objekt*, Heidelberg 2020.

03 Vgl. ders., *Wie der Mensch seine Welt neu erschaffen hat*, Heidelberg 2013.

04 Martin Heidegger, *Was heißt Denken?*, Tübingen 1984 [erstmalig veröffentlicht 1952], S. 4.

05 Georg Christoph Lichtenberg, *Sudelbücher* (hrsg. von Franz H. Mautner), Frankfurt/M. 1984 [verfasst 1789 bis 1793, erstmalig veröffentlicht 1800], S. 343.

Herden – und Erscheinungen am eigenen Körper. Aber die größte Faszination ging von den Sternen aus, die als Himmelskörper bald von Planeten – bezeichnet nach dem griechischen Wort für „Wanderer“ – unterschieden wurden, deren Bewegungen am Firmament man auf göttliches Wirken zurückführte. Aus diesem Grund mussten ihre Umlaufbahnen kreisförmig sein, und jedem Himmelskörper wurde folglich eine eigene Sphäre zugewiesen, was eine harmonische Ordnung der sichtbaren Welt ergab, die sogar die Revolution des Kopernikus überlebte. Zwar hatte der polnische Domherr im 16. Jahrhundert die Erde aus dem Zentrum der Welt genommen, sie an den Himmel gestellt und die Menschen damit mutig näher zu den Göttern erhoben. Aber auch bei ihm bewegten sich die Planeten in den alten Sphären, für die man transzendente Erklärungen bot.

Dies änderte sich erst mit Johannes Kepler, der mit seinem festen Glauben an die Bedeutung von Zahlen bemerkte, dass die Himmelskörper auf elliptischen Bahnen unterwegs waren, und dafür konnte man keine Götter verantwortlich machen, bringen diese doch nur perfekte Kreise hervor. Kepler wusste jetzt, dass die Ordnung am Himmel nicht transzendent, sondern immanent erklärt werden musste, und es war schließlich Isaac Newton, der die damit verbundene Aufgabe löste und mit seinem Werk die Forschungsrichtung begründete, die heute als Physik „eine Naturwissenschaft mit Sonderstellung“ geworden ist. Diese Disziplin hat es nämlich „mit den Erscheinungen der gesamten Natur zu tun“, und so haben „ihre Grundbegriffe überfachliche Bedeutung“.⁰⁶

Als die heute als klassisch gefeierte Physik in der beschriebenen Form mit den Newtonschen Gesetzen der Bewegung ihre eigene Dynamik aufnahm und ihr historisches Werden einsetzte, gab es weder eine Wissenschaft von der Chemie noch eine Biologie im heutigen Sinne. Alchemisten, die sich schon länger um die Gewinnung von wertvollen Substanzen wie Gold aus eher wertlosem Material wie Blei bemüht hatten, wussten einfach zu wenig, um Erfolg zu haben. Und schon bei Aristoteles lassen sich Ideen über eine große Kette der Lebewesen finden, deren Begründung aber erst dem britischen Naturforscher Charles Darwin gelungen ist, als er im 19. Jahrhundert vorschlug, die Vielfalt der Arten durch einen evolutionären Prozess zu erklären.

Bereits vor Darwins großem Gedanken konnte eine modern werdende Chemie erste Erfolge erzielen, was nicht nur die „Wahlverwandtschaften“ der Elemente in den Reagenzgläsern erklären konnte, die Johann Wolfgang von Goethe faszinierten und zu einem Roman mit diesem Titel inspirierten, sondern die auch den Aufbau von entsprechenden Industrieanlagen ermöglichte, die mit steigenden Umsätzen daran gingen, eigene Forschungslaboratorien einzurichten. Wissenschaft wurde so zum Beruf, und mithilfe dieser lukrativ werdenden Professionalisierung nahm das Wissen nicht nur der Chemie im Verlauf des 19. Jahrhunderts dermaßen zu, dass seine Fülle spätestens im 20. Jahrhundert nach einer übersichtlichen Ordnung verlangte, die es schließlich auch bekam.

AUFBAU DER REALEN WELT

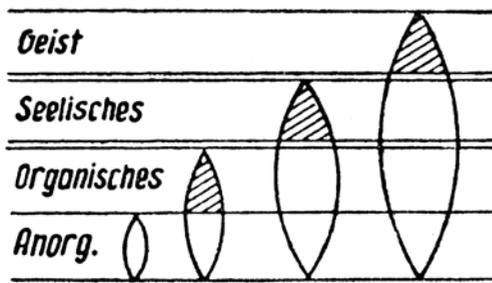
1949 veröffentlichte der Philosoph Nicolai Hartmann sein Buch „Aufbau der realen Welt“, das den Grundriss einer allgemeinen Kategorienlehre versprach. Wie es von einem Mitglied der denkenden Zunft zu erwarten ist, ging es Hartmann um „die Stellung des Menschen in der Natur“, was für ihn die Aufgabe bedeutete, die Krone der Schöpfung auf „den Boden der Ontologie, der Lehre vom Sein, vom Aufbau der realen Welt“ zu stellen. Für Hartmann galt, der historische Mensch „entsteht erst in dieser Welt“, und es schien ihm offensichtlich, dass die säkulare Wirklichkeit „nicht in einer einzigen Seinsart aufgeht, sondern vielmehr ein Stufenreich bildet“, was er dann im Detail ausführte.⁰⁷

In einer unter dem Titel „Einführung in die Philosophie“ publizierten und von Hartmann genehmigten Nachschrift seiner Vorlesungen, die im Sommersemester 1949 in Göttingen gehalten worden sind, kann man nachlesen, wie sich der Philosoph die Schichten des realen Seins – und damit die Ordnung des menschlichen Wissens – kurz und knapp vorstellte: „Es lassen sich (wie die Zeichnung [Abbildung] verdeutlichen soll) vier Schichten in der realen Welt ausmachen: Materie (Anorganisches), Organisches, Seelisches und Geist. Der Extension nach ist die materielle Schicht die größte. Je höher die Schicht, um so weniger verbreitet ist sie. Nur auf einem kleinen Teil des anorganischen Seins baut sich das organische auf, wieder

⁰⁶ Friedrich Hund, Grundbegriffe der Physik, Mannheim 1969, S. 11.

⁰⁷ Nicolai Hartmann, Aufbau der realen Welt. Grundriss einer allgemeinen Kategorienlehre, Meisenheim 1949, S. 119.

Abbildung: Zeichnung der Schichten der realen Welt nach Nicolai Hartmann



Quelle: Nicolai Hartmann, Einführung in die Philosophie. Überarbeitete Nachschrift der Vorlesung im Sommersemester 1949 in Göttingen, Osnabrück o. J., S. 121.

nur in den am höchsten entwickelten organischen Gebilden findet sich Seelisches, und nur in einer Art der beseelten Lebewesen gibt es Geist.“⁰⁸

Bevor mehr zu den einzelnen Schichten gesagt wird, soll zitiert werden, wie der Verhaltensforscher Konrad Lorenz Hartmanns Schichten des realen Seins in seinem Werk über „Die Rückseite des Spiegels“ bewertet, in dem der Ethnologe den „Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens“ unternimmt. Lorenz schreibt: „Der überzeugendste Beweis für die ontologische Richtigkeit [der Hartmannschen Schichtenordnung] ist in meinen Augen, dass sie, ohne auf die Tatsachen der Evolution im geringsten Rücksicht zu nehmen, dennoch genau mit ihnen übereinstimmt, ähnlich wie jede gute vergleichende Anatomie es tut, selbst wenn sie vor den Erkenntnissen Darwins entwickelt wurde. Die Schichtenfolge der großen Hartmannschen Seinskategorien stimmt schlicht und einfach mit der Reihenfolge ihrer erdgeschichtlichen Entstehung überein. Anorganisches war auf Erden sehr lange vor dem Organischen vorhanden, und im Verlauf der Stammesgeschichte tauchten erst spät die Zentralnervensysteme auf, denen man ein subjektives Erleben, eine ‚Seele‘ zuschreiben möchte. Das Geistige schließlich ist erst in der allerjüngsten Phase der Schöpfung auf den Plan getreten.“⁰⁹

⁰⁸ Ders., Einführung in die Philosophie. Überarbeitete Nachschrift der Vorlesung im Sommersemester 1949 in Göttingen, Osnabrück o. J., S. 121 f.

⁰⁹ Konrad Lorenz, Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens, München 1973, S. 58.

An dieser Stelle kann ergänzt werden, dass es Goethe in seinen Nachträgen zur Farbenlehre als Aufgabe der Wissenschaft beschreibt, die Wirkungen der Natur, „von der gemeinsten bis zur höchsten, vom Ziegelstein, der dem Dache entstürzt, bis zum leuchtenden Geistesblitz“, in eine Reihung zu bringen, für die er einen Vorschlag macht, in dem sich unschwer die Seinsschichten des Philosophen Hartmann wiederfinden lassen. Bei Goethe bekommt die Ordnung der Wirklichkeit und des Wissens das folgende Aussehen (von „unten“ nach „oben“ beziehungsweise von einfach zu komplex): „Zufällig, Mechanisch, Physisch, Chemisch, Organisch, Psychisch, Ethisch, Religiös, Genial.“¹⁰

WISSENSCHAFT UND IHRE DISZIPLINEN

Keine Frage, dass mit dieser Stufung ein Vorbild für die moderne Wissenschaft geschaffen worden ist, das dazu dienen kann, ihre disziplinäre Ordnung zu verstehen, wie sie sich seit den Anfängen ihrer Geschichte herausgebildet hat und die sich für viele Themenbereiche verfeinern lässt. In der *Tabelle* ist dies in Anschluss an Hartmann für die Schichtenfolge des Organischen zusammengestellt.

Die Entwicklung dieser Anordnung des Wissens wird ermutigt durch Hartmanns Hinweis, dass „die höheren Gebilde, aus denen die Welt besteht, ähnlich geschichtet sind wie die Welt“.¹¹ Der erste Blick auf einen Menschen lässt einen Organismus als Ganzes erkennen, wobei im Zustand der Nacktheit neben den Extremitäten vor allem das Organ auffällt, das ihn umwickelt und zusammenhält: die Haut, deren Schicht sich an die Ebene des Organismus anschließt. Organismen bestehen aus Organen, wie es einfach heißt, und Organe wiederum bestehen aus Geweben. Gewebe bestehen aus Zellen, und Zellen stecken voller Moleküle, die ihrerseits aus Atomen zusammengesetzt sind. Von dieser Ebene aus könnten Physiker weiter in die Tiefe steigen und neben den Kernteilchen noch elementare Bausteine wie Quarks anführen, aber diese Ebenen spielen – nach allem, was die Forschung sagen kann – keine Rolle, wenn es um das Verstehen des Menschen und seiner Körperlichkeit geht, weshalb die Freilegung der realen

¹⁰ Zit. nach Werner Heisenberg, Ordnung der Wirklichkeit, München 1989 [verfasst 1941/42], S. 53.

¹¹ Hartmann (Anm. 7), S. 123.

Schichten an dieser Stelle abgebrochen wird, weil sie an ihr einsichtiges Ende gekommen ist.

Wohlgemerkt: Für jede real vorliegende Schicht gibt es eine eigene Wissenschaft, die ihre besonderen Fragestellungen kennt und aufpassen muss, dabei keinen Denkfehler zu begehen. Während Organismen wie ein Mensch zum Beispiel einen Willen zeigen und sich etwas wünschen können, bleiben den Zellen Qualitäten dieser Art verschlossen. Zellen wollen nichts, auch wenn es so aussieht, als ob sie davon träumen, sich zu teilen und aus eins zwei zu machen. Wenn sie dies unternehmen, verfolgen sie keine Absicht, vielmehr laufen in ihnen kausal zu verstehende Prozesse ab, über die man selbst oder auch mit anderen ruhig staunen darf. Wenn dies geschieht, kann es schon passieren, dass Biologen vom „Tanz“ der Chromosomen oder der „Gefangenschaft“ von Zellen in Körpern sprechen. Aber die Freude an solchen Metaphern darf nicht zu Kategorienfehlern führen, wie sie passieren, wenn etwa von „der DNA“ eines Fußballvereins die Rede ist oder Gene als „egoistisch“ beschrieben werden und man meint, damit das Erbgut verstanden zu haben. Egoismus setzt eine Absicht voraus, und diese Kategorie taucht in der molekularen Schicht nicht auf.

TOP-DOWN UND BOTTOM-UP

Die Tatsache, dass sich reale Körper Schicht um Schicht erkunden lassen, ermöglicht zwei Zugänge zu dem vertrauten Ganzen, das einen Organismus ausmacht, nämlich einmal von außen in ihn hinein und einmal von innen aus ihm heraus. Für diese beiden Wege hat sich im Wissenschaftsjargon auch eine andere Ausdrucksweise eingebürgert, nämlich die beiden englischen Bezeichnungen *top-down* und *bottom-up*, die ausdrücken, dass man zum einen die Schichtenstruktur von oben nach unten durchqueren kann, also vom Organismus zu den Zellen gelangt und tiefer reicht, und dass sich zum zweiten auch umgekehrt vorgehen lässt und mit den Atomen die Moleküle und mit den Geweben die Organe aufgebaut werden können, dass also der Weg von unten nach oben zu finden ist und sich dabei das Ganze verstehen lässt, das man vor Augen hat und in seiner Funktion begreifen möchte.

Wenn man ernst nimmt, dass der gezeigte Schichtenaufbau der realen Welt maßgeblich Aus-

Tabelle: Einige Schichten des Körpers und ihre Wissenschaften

SCHICHT	BEISPIEL	ZUSTÄNDIGE WISSENSCHAFT
Organismus	Mensch	Anatomie
Organ	Herz	Kardiologie
Gewebe	Muskel	Physiologie
Zelle	Blutzelle	Zellbiologie
Organelle	Chromosom	Genetik
Molekül	Protein	Biochemie
Atom	Sauerstoff	Chemie

Quelle: Eigene Darstellung.

kunft über jedes Sein gibt – also über das Sein im Kleinen und Großen und also auch über die kosmischen Entitäten –, dann kann man sich überall auf die Suche nach den entsprechenden Ebenen machen und zum Beispiel in der kosmischen Welt fündig werden. Die Schichten wären dann (hier vom höchsten zum niedrigsten Sein): Kosmos, Galaxienhaufen, Galaxien, Sternhaufen, Planetensysteme, Planeten – von wo aus man etwa über „geologische Formationen“ weiter einteilend fortfahren könnte.

Es bleibt an dieser Stelle offen, ob mit dieser Hierarchie und diesen Schichten ebenso eine oder ihre Geschichte erfasst wird, wie es bei den Fundamentebenen dank der Idee der Evolution gelungen ist. Es ist aber offenkundig, dass die Schritte von den Planeten über die Galaxien bis hin zu den von ihnen gebildeten Haufen die historische Reihenfolge ihrer Findung widerspiegeln, sodass sich auch an diesem Weltbild zeigt, dass zu ihm eine Geschichte gehört oder von ihm eine Geschichte erzählt wird – in diesem Fall die ihrer Entdeckung.

Wer mit der philosophischen Vorgabe von realen Schichten nicht bei den Sternen stehen bleiben, sondern weitermachen will, kann sich zum einen davon überzeugen, dass alle stabilen Strukturen der Welt in dieser hierarchischen Weise aufgebaut sind, und er kann zum zweiten anfangen, sich darüber zu wundern, dass es für diesen eigentlich in die Augen springenden und unübersehbaren Sachverhalt noch keine plausible Erklärung gibt, die als Allgemeingut zirkuliert und selbstverständlich ist. Dabei ist jedes Wirtschaftsunternehmen, jeder

staatliche Aufbau (Staat, Land, Kreis, Gemeinde, Bürger), jede Klassifikation von biologischen Arten durch eine aufeinanderfolgende und übereinanderliegende Folge von Schichten gekennzeichnet, was als schlichte Tatsachenerfahrung gar nicht übersehen kann, wer sich der Wahrnehmung der Welt zuwendet. Natürlich hat es Bemühungen gegeben, das Auftauchen neuer Merkmale auf höheren Organisationsebenen durch Begriffe wie „Emergenz“ oder „Fulguration“ verständlich zu machen, die neue Eigenschaften ankündigten, die in den Komponenten der unteren Schicht nicht auszumachen waren. Aber so verständlich und einleuchtend das „Auftauchen“ oder der „Blitzeinschlag“ auch klingen mochten, über die reine Deskription der Hartmannschen Aufbauidee mit ihren aufruhenden Qualitäten kommen solche Vorschläge nicht hinaus.

Und noch etwas: Was die Hierarchie des Makrokosmos angeht, so ist ebenso selbstverständlich wie leicht einsehbar, dass die Komponenten des Ganzen, also seine Teilchen und Teile, *bottom-up* funktionieren, und die Eigenschaften von unten nach oben im Großen bestimmen oder

auf jeden Fall mit zu ihnen beitragen. Inzwischen denken die Physiker aber auch in die andere Richtung – *top-down* – und versuchen, etwa die Eigenschaften von Elektronen – ihre Ladung und ihre Masse zum Beispiel – aus den Qualitäten abzuleiten, die dem ganzen Weltall zuzurechnen sind.

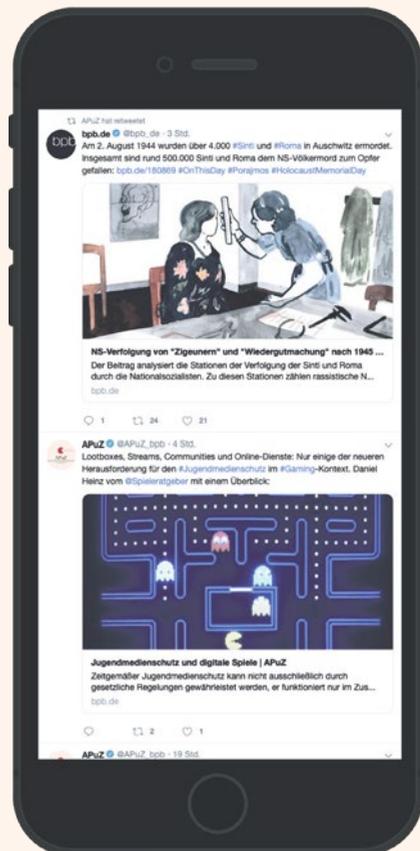
Mit anderen Worten: Die Welt besteht aus Atomen und bestimmt die Atome. Ein Mensch besteht aus Zellen und beeinflusst seine Zellen. Zellen werden von Genen gebildet und bilden ihre Gene selbst. Es ist im Großen wie im Kleinen dieselbe Art der Dynamik der Teile im Ganzen. Alles ist, wie es geworden ist, und alles zeigt ein weiteres Werden, wenn es erst einmal da ist. Dieses Bewegen bringt eine neue Ontologie und damit ein neue Ordnung des Wissens mit sich. So entsteht seine Geschichte.

ERNST PETER FISCHER

ist Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Heidelberg, Buchautor und Publizist. Zuletzt erschien von ihm „Das wichtigste Wissen. Vom Urknall bis heute“ (2020).
www.epfischer.com

Immer informiert.

Bestellen Sie unseren APuZ-Newsletter oder folgen Sie uns bei Twitter!



VON ENZYKLOPÄDIEN ZU WIKIPEDIA UND ZURÜCK?

Mathias Grote

Möglicherweise werden Leser:innen 2041 unter dem Begriff „Wikipedia“ etwas anderes verstehen als wir im Jahr 2021, in dem sich die Gründung des Online-Nachschlagewerkes zum 20. Mal jährt. Vielleicht verweist der Name der allgegenwärtigen Website dann auf das, was „Enzyklopädien“ für uns darstellen, das heißt, auf ein ganzes Genre statt auf ein einzelnes Projekt.

Die halbe Strecke zu diesem vermuteten Begriffs- und Medienwandel mag ein geeigneter Moment sein, um die bereits etwas antiquiert klingende Enzyklopädie unter die Lupe zu nehmen. Dabei ist insbesondere zu fragen, was die besondere Verbindung zwischen enzyklopädischem Wissen und Buch ausgemacht haben könnte, die mit der Omnipräsenz von Wikipedia gekappt wurde: Gedruckte Konversationslexika wie der hergebrachte Brockhaus, kürzlich noch Garanten für rasch auffindbares und gesichertes Faktenwissen, haben mittlerweile ihre Produktion eingestellt, während viele Fachencyklopädien vollständig in Datenbanken umgewandelt wurden.⁰¹

Die Stärken und Schwächen des Projektes von Jimmy Wales, dem Wikipedia-Gründer, sind eingehend diskutiert worden: Offenheit für Leser:innen und Autor:innen, Genauigkeit und Aktualität sowie eine Verknüpfung der Inhalte wurden vor allem im ersten Jahrzehnt seiner Existenz gefeiert, während die Eintrübung des weltweiten politischen Klimas und die Konjunktur der „Fake News“ einhergingen mit Klagen über Zensur in bestimmten Ländern, Unbeständigkeit, tendenziöse Artikel, einem Mangel vor allem an Autorinnen und einer versteckten, durch fehlende Zitation verschleierte Dominanz der Wikipedia als Quelle etwa im Journalismus.⁰² Ganz zu schweigen von dem „Artikel-Stumpf“, dem wohl jeder:r Nutzer:in dieser Seite bereits begegnet ist, den aber vermutlich die wenigsten trotz vorhandenen Wissens je zum Wachsen brachten. Kurzum, Wikipedia begleitet Bildung, Forschung, Medien und Alltag in ständig verfügbarer Form und

scheint dabei – nicht sehr überraschend – politischen, ökonomischen und medialen Konjunkturen und Kalkülen unterworfen zu sein, die auch die Entwicklungen gedruckter Enzyklopädien mitbestimmen.

Wenn Letztere im Zentrum dieses Artikels stehen, ist damit weder eine Kulturkritik des Digitalen beabsichtigt, noch ein nostalgisches Schwelgen in der von dem Medienwissenschaftler Marshall McLuhan 1962 so getauften „Gutenberg-Galaxis“ des gedruckten Buches. Vielmehr soll hier eine kursorische Bestandsaufnahme dessen vorgelegt werden, was manche tatsächlich als Verlust eines bekannten Kosmos empfinden, andere als eine fremde und anachronistische Ära – das Nachschlagen in dicken Büchern, die alles zu wissen versprachen.

Was waren diese Enzyklopädien, welche Funktion erfüllten sie in Wissenschaften und Öffentlichkeit, welche spezifischen Wandlungen machte das gedruckte und gebundene Buch durch, und inwiefern wurde auch dieses bereits lange vor dem Internet modernisiert? Auf welche Weise waren Enzyklopädien politische Projekte oder zumindest damit verbunden, wer verfasste die oft monumentalen Universal- und Fachencyklopädien? Vermittelt über diese Fragen soll „Enzyklopädismus“ als ein oft übersehenes oder gering geschätztes Segment der Wissensgenese fassbar gemacht werden. Dies nicht zuletzt auch um anzudeuten, was wir aus der verwickelten Geschichte der Enzyklopädien für die Sicherung und Kommunikation von grundlegendem oder allumfassendem Wissen im Digitalen lernen können.

FRÜHNEUZEITLICHE WISSENSFLUTEN

Klagen über Unmengen neuen, verstreuten und zweifelhaften Wissens durchziehen die Geschichte der Wissenschaften, besonders vernehmlich aber wurden sie in Europa nach der Verbreitung

des Buchdrucks, unter dem Eindruck zunehmender Wissensflüsse sowie eines steigenden Interesses für Beobachtung und Experiment. Diese Fluten neuen Wissens mussten geordnet werden. Im 16. Jahrhundert führte dazu der Schweizer Universalgelehrte Konrad Gessner ein indexikalisches System zur Verzeichnung und Verschlagwortung von Wissensbeständen ein, das den Zugriff auf bestimmte Informationen erleichterte. Allerdings nannte Gessner diese kommentierte Bibliografie „Bibliotheca universalis“ (1545); der Begriff „Enzyklopädie“ als Buchtitel für ein umfassendes Nachschlagewerk verbreitete sich erst im 18. Jahrhundert.⁰³ Selbst „Zedlers Universal-Lexicon“ (1732–1754), ein mittlerweile digitalisiertes Mammut-Buch aus dem Hause des Leipziger Verlegers Johann Heinrich Zedler, das retrospektiv als Musterbeispiel enzyklopädischen Wissens gelten kann, firmierte noch unter einem anderen Titel.⁰⁴

Eine bleibende Bedeutungsprägung erhielt die Enzyklopädie mit der von Denis Diderot und Jean Le Rond D’Alembert geschaffenen „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Metiers“ (1751–1772). Mit diesem aus 17 Text- und 11 Bildbänden bestehenden Publikationsunternehmen wurde ein aufklärerisches Wissensprogramm konzipiert und umgesetzt: Dabei ging es nicht nur um eine Sammlung und Ordnung wissenschaftlicher Kenntnisse, sondern vor allem um deren produktive Anwendung in Handwerk und bildenden Künsten sowie um bildliche Vermittlung etwa technischer Vorgänge. In den Worten des Historikers Jürgen Osterhammel war die „Encyclopédie“ ein „Organon öffentlichen Rasonnements“ und „Forum wissenschaftlichen Fortschritts“ und damit im Frankreich des Ancien Régime von Zensur betroffen.⁰⁵ Die teilweise versteckte Kritik an Autoritäten, ihre Ironie, das Schreiben unter Pseudonymen wie auch die abenteuerlichen Geschichten

des Drucks im Ausland und des Buchschmuggels bezeugen, auf welche Weise Enzyklopädismus als politisches Projekt verstanden wurde.⁰⁶

Für Diderot und d’Alembert bedeutete die „Encyclopédie“ mehr als eine beliebige Anhäufung von Wissen, vielmehr implizierte das bekannte Baumdiagramm aus der Einleitung, dem *Discours préliminaire*, eine systematische Ordnung der Wissenschaften und Kenntnisse, etwa bezogen auf Gedächtnis (*mémoire*), Vernunft (*raison*) oder Einbildungskraft (*imagination*) (*Abbildung*). Nun musste daraus ein praktisch zu nutzendes Buch werden, das die Artikel in alphabetischer und damit konventioneller Reihenfolge vorhielt. Der daraus entstehende Widerspruch war den Enzyklopädisten durchaus bewusst, sie sahen die Kohärenz aber eher im Zusammenhang der Kenntnisse als in deren Anordnung begründet.⁰⁷ Anders ausgedrückt: Den Enzyklopädismus zeichnet ein systematischer Anspruch aus, der sich aber eine Offenheit für praktische Nutzung oder Erweiterung der Kenntnisse bewahren wollte.

Diese historischen Schlaglichter sollten klar gemacht haben, dass „Enzyklopädie“ weit mehr als ein alphabetisch geordnetes Lexikon bezeichnet. Vielmehr war damit ein philosophisches und pädagogisches Programm der Sammlung, Ordnung und Vermittlung von Wissen verbunden. Bereits die griechischen Ausgangsbegriffe *enkyklios paideia* verweisen auf „allgemeines Wissen“ oder „generelle Bildung.“⁰⁸ Ferner sollte deutlich geworden sein, dass man tatsächlich nie ein Buch nach seinem Cover bewerten sollte, wie ein englisches Sprichwort besagt – und so werden auch im Folgenden Bücher in die Betrachtung einbezogen, die unter anderen Titeln eine systematisch geordnete, umfassende und nutzbare Sammlung von Kenntnissen bereithielten.

01 Vgl. Oliver Jungen, Die Kapitulation des Brockhaus, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 10/2016, S. 5–16.

02 Vgl. Adrian Lobe, Gekaufte Wahrheiten auf Wikipedia, 25.6.2019, www.sueddeutsche.de/1.4496890; Bundeszentrale für politische Bildung, Online-Dossier Wikipedia, 2012, www.bpb.de/gesellschaft/digitales/wikipedia.

03 Vgl. Helmut Zedelmaier, Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung, Tübingen 2015, S. 22 ff.

04 Siehe www.zedler-lexikon.de und vgl. Ulrich Johannes Schneider, Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2013, S. 38 ff.

05 Jürgen Osterhammel, Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München, 2009, S. 43.

06 Vgl. Robert Darnton, Glänzende Geschäfte. Die Verbreitung von Diderots „Encyclopedie“, oder: Wie verkauft man Wissen mit Gewinn?, Berlin 1993.

07 Die Spannung zwischen dem Gedanken eines philosophischen Systems und seiner praktischen Umsetzung drückte der *Discours* in der paradoxen Formulierung aus, dass man einen systematischen Geist (*esprit systématique*), aber keinen Systemgeist (*esprit de système*) verfolgen solle. Vgl. Denis Diderot/Ralph-Rainer Wuthenow, Enzyklopädie: Philosophische und politische Texte aus der Encyclopédie sowie Prospekt und Ankündigung der letzten Bände, München 1969.

08 Vgl. Ann M. Blair, Too Much to Know: Managing Scholarly Information before the Modern Age, New Haven 2010, S. 12; siehe auch Ulrich Dierse, Enzyklopädie. Zur Geschichte eines philosophischen und wissenschaftstheoretischen Begriffs, Bonn 1977, S. 2.

ENZYKLOPÄDIEN IM JAHRHUNDERT DER ZEITSCHRIFTEN

Die Zeit zwischen Französischer Revolution und dem Beginn des Ersten Weltkrieges war von dramatischen Veränderungen im Wissenschaftsbereich geprägt: Moderne Disziplinen wie die Biologie oder die Geschichtswissenschaften formierten sich, die Universitäten expandierten, vor allem in den Technik- und Ingenieurwissenschaften, und die Industrialisierung der Papierherstellung und des Drucks ermöglichte eine erhebliche Steigerung der Buch- und Zeitungproduktion.⁰⁹

Die Spezialisierung des Wissens in den Sprachen der entstehenden Nationalstaaten, aber auch der Aufschwung des Journalismus und wachsende lesende Öffentlichkeiten beeinflussten eine epochale Entwicklung in der Verbreitung von Wissen, die uns bis heute nicht verlassen hat: das moderne Periodikum.¹⁰ Ob nun als „Berichte“ von Akademien, als „Jahrbücher“ oder kommerzielle Zeitschriften, wissenschaftliche Neuigkeiten erschienen zusehends auf Papier als eine Masse immer schneller aufeinanderfolgender Aufsätze oder Artikel. Diese „Verstückung“ von Wissensbeständen, die sich vielleicht noch Disziplinen zurechnen ließen, sicherlich aber nicht in das Schema eines vernünftigen Weltentwurfs der „Encyclopédie“ passten, führte über die Zeit zu einem Verlust an Übersicht: Wie ließen sich die Massen von veralteten, möglicherweise aber doch gerade zielführenden Beiträgen zu den immer spezieller werdenden Problemen der Wissenschaften ordnen und durchsuchen? Verfahren und Genres wurden ersonnen, Kataloge, kurze Zusammenfassungen und – das bringt uns zurück zu den Enzyklopädiën – großangelegte Synthesewerke, mit denen versucht wurde, den Wissensstand eines Faches gewissermaßen in einer Totale festzuhalten.

In seiner soziologischen Analyse des modernen Wissenschaftsbetriebes nannte der polnische Bakteriologe und Pionier der Wissenschaftsforschung Ludwik Fleck dieses von der „Zeitschriftwissen-

schaft“ distinkte Segment der Forschungspraxis „Handbuchwissenschaft“. Vermutlich werden sich viele Leser:innen sofort an maßgebliche Handbücher ihrer Disziplinen erinnern, die Studium und selbstständige Arbeit treu begleiteten – ob der „Gebhardt“ der Geschichtswissenschaften, der „Ueberweg“ als „Grundriss“ der Philosophie, in der Chemie „Beilstein“ oder „Gmelin“ – oft führten diese mehrbändigen Werke ihre vergessenen Urheber Markennamen gleich im Titel.¹¹ Solche enzyklopädischen Handbücher bildeten einen Grundstock der Dokumentation und Kommunikation innerhalb der neuen Disziplinen.

Die ebenso im 19. Jahrhundert aufblühenden Konversationslexika, neben „Brockhaus“ und „Meyers“ seien die „Encyclopaedia Britannica“ und der französische „Larousse“ erwähnt, schließen an den universalistischen Anspruch der aufklärerischen Enzyklopädiën an, indem sie einer gebildeten bürgerliche Öffentlichkeit allgemein verständliches und verbindliches, auch in Unterhaltungen zu nutzendes Wissen anboten, allerdings nun in der Form eines simplen alphabetischen Lexikons, das mit dem Anspruch überparteilicher Autorität auftrat.¹²

Festzuhalten bleibt, dass die vielbändigen „Wälzer“ sowohl der Handbücher wie der Konversationslexika, die oft auch verlegerische Großunternehmen repräsentierten, nicht als anachronistische dicke Bücher verstanden werden dürfen, sondern gerade als ein Produkt der Modernisierung von Forschung und Lehre, von Kommunikation und kultureller Produktion. Diese Formen des Enzyklopädismus spiegeln ein für das 19. Jahrhundert charakteristisches kumulatives, kritisches und gleichsam überindividuell-objektives Konzept von Wissen. Dass diese „portionierten Fakten“ nicht überall gern gesehen waren, illustriert Friedrich Nietzsches Warnung vor den

⁰⁹ Vgl. Lothar Müller, *Weißer Magie: Die Epoche des Papiers*, München 2012.

¹⁰ Vgl. Alex Csiszar, *The Scientific Journal: Authorship and the Politics of Knowledge in the Nineteenth Century*, Chicago 2018; Christoph Meinel (Hrsg.), *Fachschrifttum, Bibliothek und Naturwissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 1997.

¹¹ Enzyklopädische Handbücher lassen sich von gleichnamigen kleineren, anleitenden Formaten (im Sinne des lateinischen *manuale*) unterscheiden. Vgl. Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt/M. 1980 [1935], S. 146 ff.; Angela Creager/Mathias Grote/Elaine Leong, Introduction, in: *The British Journal for the History of Science*, BJS Themes 5/2020: Learning by the Book. Handbooks and Manuals in the History of Science, S. 1–13.

¹² Vgl. Ulrike Spree, *Das Streben nach Wissen: Eine vergleichende Gattungsgeschichte der populären Enzyklopädie in Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert*, Tübingen 2000.

„wandelnden Enzyklopädien“ seiner Zeit.¹³ Enzyklopädien waren eben immer systematisch wie geistlos, hilfreich wie langweilig, überwältigend im Überblick und doch nur vollgestopft mit zusammengewürfelten Fakten.

POLITIK, BUCH UND ENZYKLOPÄDISMUS IM KURZEN 20. JAHRHUNDERT

Aus der Vielzahl an universal- und fachencyklopädischen Projekten, die sprachliche und technologische Grenzen überschritten, seien hier zwei Projekte vorgestellt, die die Weiterentwicklungen des Buches vor dem Computer beispielhaft illustrieren.

Im Klima existenzieller und wissenschaftlicher Unsicherheit im Europa nach 1918 entstand im Umfeld des Wiener Kreises der Philosophie eine Enzyklopädie, deren Anspruch an Wissenschaftlichkeit und Kosmopolitismus sich explizit in die Nachfolge von Diderot und d'Alembert einreihete: die maßgeblich von dem Philosophen, Soziologen und Sozialreformer Otto Neurath vorangetriebene „International Encyclopedia of Unified Science“. Während ihre Wurzeln unter anderem in der Arbeiterbildung der Sozialdemokratie liegen, wurde daraus nach 1930 ein Projekt, das die vom Wiener Kreis betriebene Vereinheitlichung der Wissenschaften in einem Buch abzubilden versuchte: von der Logik über Wissenschaftstheorie und die moderne Physik bis zu Biologie und Soziologie sollte ein systematischer Aufbau grundlegenden Wissens vorgelegt werden.

Wichtiger als die Inhalte des ab 1938 erschienenen Buches ist hier allerdings seine Konzeption: Neurath erdachte die „International Encyclopedia“ als eine stets veränderliche, provisorische Ansammlung, aber doch nicht bloß konventionelle Integration des portionierten modernen Wissens. Die Abgeschlossenheit philosophischer „Systeme“ lehnte er ab und war damit den Herausgebern der „Encyclopédie“ in gewisser Weise wahlverwandt. Der Abgeschlossenheit setzte er eine „encyklopädische Integration“ der diversifizierten modernen Wissenschaften entgegen, die

notwendigerweise unvollständig bleibe und die Vagheit neuer Theorien aufnehme.¹⁴

Auch wenn sich hier ein Widerspruch zu den vereinheitlichenden Tendenzen des Wiener Kreises vermuten lässt, war Neuraths Konzept durchaus ernst gemeint: Enzyklopädien, im Plural als offene Sammlungen von Wissen, deren Struktur er mit den lose um ein Zentrum gruppierten Schalen einer Zwiebel verglich, wurden für ihn zu einem Modell dafür, wie Differenzierung und Spezialisierung begünstigt werden könnte, ohne den Extremen eines starren Systemdenkens oder der Beliebigkeit einer Anhäufung von unzusammenhängenden Kenntnissen zu verfallen. Zur Veranschaulichung dieses enzyklopädischen Arbeitens formulierte er das Gleichnis eines Schiffes, das während der Fahrt auf offenem Meer umgebaut werde, und damit nicht von Grund auf, sondern nur allmählich und mithilfe des in Reichweite befindlichen Treibguts.¹⁵

Wie sollte ein derartig flexibles Buch aussehen? Um Beweglichkeit zu gewährleisten, nahmen Neurath und seine Mitstreiter:innen den enzyklopädischen Wälzer in Wortsinne auseinander: Anstelle eines gebundenen Buches bildete die „International Encyclopedia“ ein Set von 20 Hefen, deren Zusammenhang erst durch den folgenden analytischen Index hergestellt wurde und die so bei den Leser:innen tatsächlich ein flexibel wachsendes Textkorpus bildeten. Das war sicher nicht neu, allerdings adressierte Neurath dieses der Moderne angepasste Buch als taugliches Medium für sich dauernd weiterentwickelnde, kooperative Wissenschaften.

Auch wenn die „International Encyclopedia“ durch die Emigration vieler Beteiligten und Neuraths Tod 1945 nicht über die Anfänge hinauskam, ist sie ein beeindruckendes Zeugnis enzyklopädischen Arbeitens, das sich in eine seit der Wende zum 20. Jahrhundert bestehende Bewegung zur Modernisierung des Informationswesens einreihen lässt. Diese betraf nicht nur die neuen Verfahren der Bild- und Tonaufzeichnung, sondern auch das scheinbar althergebrachte Buch: So wurde der moderne Wälzer etwa zu Broschüre, Hefter oder Kartei umgewandelt, um den Arbeitsbedingungen der zeitgenössischen Wissenschaften zu entsprechen

13 Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: ders., Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV, Nachgelassene Schriften 1870–1873, hrsg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 1, München 1988, S. 274. Vgl. auch Lorraine Daston/Peter Galison, Objektivität, Frankfurt/M. 2007; Osterhammel (Anm. 5).

14 Vgl. Otto Neurath, Gesammelte philosophische und methodologische Schriften, hrsg. von Rudolf Haller/Heiner Rutte, Bd. 2, Wien 1981, S. 873ff.

15 Vgl. Hans Blumenberg, Schiffbruch mit Zuschauer: Paradigma einer Daseinsmetapher, Frankfurt/M. 1979.

und flexible und offene Synthesen von Wissen zu ermöglichen – genau das war es, was hinter Neuraths Vorstellungen der „Enzyklopädie“ steckte.

Unter dramatisch veränderten politischen und ökonomischen Bedingungen und mit einem gänzlich anderen Interesse entstand nach 1945 eine enzyklopädische Buchreihe, die eine weitere Transformation des modernen Buches veranschaulicht. „Rowohlts deutsche Enzyklopädie“ (rde), eine preiswerte und überaus erfolgreiche Taschenbuchserie in der jungen Bundesrepublik, setzte sich aus kurzen Monografien bekannter Wissenschaftler:innen wie Werner Heisenberg, Margaret Mead, José Ortega y Gasset oder Helmut Schelsky zusammen, die durch ein gemeinsames Register und einführende „enzyklopädische Stichworte“ eine konzeptuelle Klammer erhielten. Auch rde kann durchaus als Bildungsprogramm begriffen werden. Der politisch durch seine Aktivität im Nationalsozialismus geprägte, konservative Herausgeber Ernesto Grassi schuf damit, so der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner, „eine Art wissenschaftlichen Baedeker“ für ein lesehungriges Publikum, der Geistes- und Naturwissenschaften auf ein gemeinsames europäisches Bildungsideal zurückführen wollte, jedoch eine kritische Beschäftigung mit der Vergangenheit des eigenen Landes aussparte.¹⁶

Neuraths und Grassis enzyklopädische Projekte deuten neben vielerlei Unterschieden, allen voran ihre geradezu konträre politische Orientierung und philosophische Ausrichtung, eine fortgesetzte Arbeit am enzyklopädischen Buch im 20. Jahrhundert an. Eine umfänglichere Darstellung dieser Transformationen müsste vor allem auch die Technisierung im Bereich der Fachliteratur in Betracht ziehen. Dazu gehören die Verarbeitung von Informationen mit Lochkarten, die Anfänge der elektronischen Datenverarbeitung, die heute schon fast wieder vergessenen Mischformen von Buch und digitalen Medien wie Mikrofiches oder Magnetbänder sowie generell Bild- und Filmenzyklopädien.

JENSEITS VON WIKIPEDIA?

So weit sich diese Einblicke in die Geschichte enzyklopädischer Bücher von der Alltagswelt heu-

tiger Wikipedia-Nutzer:innen entfernt haben: Es scheinen doch strukturelle Gemeinsamkeiten zwischen diesen verschiedenen Welten vorzuliegen. So verdeutlicht der quasi anonym schreibende Wikipedianer ein durchgängiges Charakteristikum enzyklopädischen Arbeitens: Während Intellektuelle oder Wissenschaftler:innen enzyklopädische Projekte oft nutzten, um als Galionsfiguren daraus sozialen oder auch monetären Mehrwert zu ziehen, blieben deren eigentliche Autor:innen meist unsichtbar – durch Pseudonym oder Anonymität, oft aber auch als „Redakteure“ oder „Mitarbeiter“, deren Texte gerade wegen fehlender Originalität einer namentlichen Autorschaft nicht wert scheinen oder die bewusst „aus dem Off“ sprechen sollten. Es gibt zudem Hinweise dafür, dass derartige wissenschaftliche Routinearbeit als Brotberuf oftmals von sozialen Gruppen erledigt wurden, denen ein Aufstieg zu höher bewerteten Tätigkeiten nicht möglich war.

Auch in der moralischen Ökonomie des gegenwärtigen wissenschaftlichen Publizierens besitzen Wikipedia-, Handbuch- oder Lexikonartikel und dergleichen einen geringen Status – so wäre die Berechnung eines *impact factors* wegen fehlender Zitationen wohl unmöglich. Daher bleibt der Enzyklopädist, wie Ulrich Schneider bereits für „Zedlers Universal-Lexicon“ im 18. Jahrhundert feststellte, ein Phantom, und folglich dürften viele Wissenschaftler:innen, Journalist:innen oder Autor:innen die Arbeit an solchen derivativen Texten oft hintanstellen – Wikipedias sinkende Autorenzahlen sind ein Indiz dafür.¹⁷ Dass diesem Missstand weder durch verlegerisches Locken mit Prestige für Herausgeber:innen noch durch gut gemeinte Aufrufe beizukommen ist, scheint ebenso unbestreitbar wie der kollektive Nutzen enzyklopädischer Publikationen. Es wäre also darüber nachzudenken, inwiefern eine derartige „epistemische Infrastrukturaufgabe“ besser in die Ökonomie von Wissenschaft und Publizistik eingebunden werden könnte und welche Rolle dabei Wissenschaftspolitik, aber auch Verlage, Bibliotheken und andere Institutionen einnehmen sollten – ohne damit staatliche Enzyklopädie-Programme einfordern zu wollen.

Zudem ließe sich aus diesem kursorischen Überblick in die Wissensgeschichte der Enzyklopädien eine größere Sensitivität für deren spe-

¹⁶ Michael Hagner, Ernesto Grassi und die zwei Kulturen in *rowohlts deutscher enzyklopädie*, in: Jahrbuch für Buch- und Bibliotheksgeschichte 2/2017, S. 151–171, hier S. 171.

¹⁷ Vgl. Schneider (Anm. 4), S. 218.

zifische mediale Qualitäten und politische Ökonomien ableiten. Der französische Philosoph Michel Serres charakterisierte den gegenwärtigen Umgang mit Kommunikation und Wissen treffend durch das stets tippende und scrollende „Däumchen“ (*petite poucette*) des Smartphone-Nutzers.¹⁸ Gerade in dieser Situation scheinen die Stärken des gedruckten Buches – etwa die Einheit seiner materiellen Gestalt, die Ökonomie des Blätterns und Nachschlagens – sowie die dadurch ermöglichten Formen der Lektüre nicht aus dem Blick zu geraten.¹⁹ Dies gilt nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass einem aufmerksamen Beobachter der Wissenschaften und ihrer öffentlichen Wirkung wie Ludwik Fleck der Zusam-

menhang zwischen der wissenschaftlichen „Tatsache“ und den Handbuch-Wälzern seiner Zeit nicht entging.²⁰

Hybridmodelle jenseits der Dichotomie von print versus digital sowie Formen digitalen Publizierens und Lesens jenseits der Website deuten auf Potenziale einer nicht rein technischen Weiterentwicklung auch des Enzyklopädischen hin. Um das eingangs formulierte Gedankenspiel weiterzuführen: Man darf hoffen, dass das, was zu ihrem 40. Geburtstag unter „Wikipedia“ verstanden werden könnte, nämlich ganz allgemein „Enzyklopädien“, sich von der gegenwärtigen Form des Internet-Lexikons um Einiges entfernt haben wird.

MATHIAS GROTE

ist Philosoph, promovierter Biologe und habilitierter Historiker. Er forscht als Heisenberg-Fellow der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin.
mathias.grote@hu-berlin.de

18 Vgl. Michel Serres, *Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Generation*, Berlin 2016.

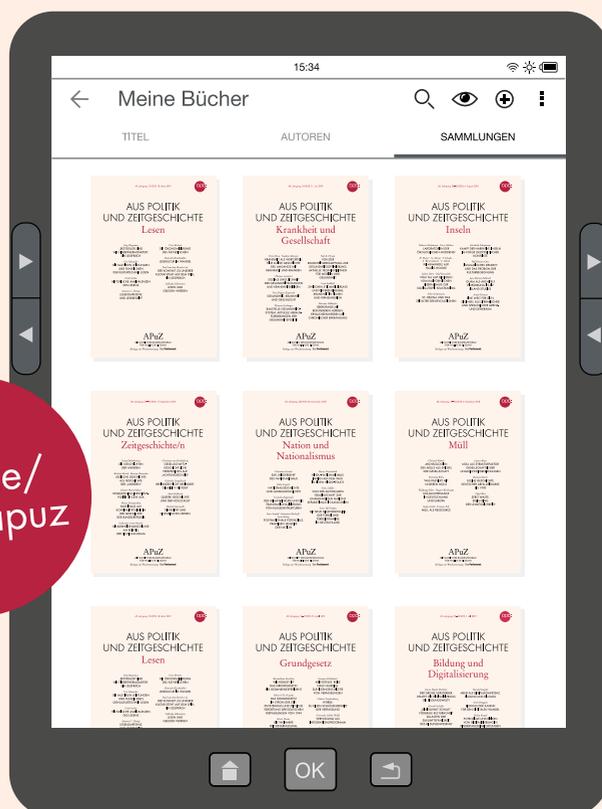
19 Vgl. Michael Hagner, *Zur Sache des Buches*, Göttingen 2015.

20 Vgl. Mathias Grote, *Total Knowledge? Encyclopedic Handbooks in the Twentieth-Century Chemical and Life Sciences*, in: *BJHS Themes* (Anm. 11), S. 187–203.

Unterwegs und überall.

APuZ als E-Book oder PDF
herunterladen und
in über 500 Ausgaben
lesen, suchen, markieren ...

[bpb.de/
shop/apuz](http://bpb.de/shop/apuz)



CORONA-PROTESTE UND DAS (GEGEN-)WISSEN SOZIALER BEWEGUNGEN

Johannes Pantenburg · Sven Reichardt · Benedikt Sepp

Seit dem Sommer 2020 protestieren überall in der Republik selbsternannte „Querdenker“ gegen die Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie. Minimalkonsens der sehr heterogenen Bewegung ist ein grundlegendes Misstrauen gegenüber medialen, wissenschaftlichen und politischen Eliten. Die Protestierenden unterfüttern ihre Kritik mit Gegenwissen und tauschen sowohl online als auch auf ihren Kundgebungen „alternative“ Einschätzungen zum Coronavirus und zu den Gegenmaßnahmen aus.

Die Tatsache, dass ihnen der Aufbau einer parallelen Wissenswelt gelingt, macht diese Bewegung für uns – ein interdisziplinäres Forschungsteam der Universität Konstanz, das sich mit Wissensformen und -praktiken von sozialen Bewegungen beschäftigt – interessant.⁰¹ Erfahrungswissen, intuitives und gefühltes Wissen sowie deren Funktionen und die Mechanismen ihrer Bewährung sind im Kontext dieser „Querdenker“-Proteste von besonderer Relevanz.

„QUERDENKEN“-PROTESTE IN KONSTANZ

Zum ersten Oktoberwochenende 2020 lud die „Querdenker“-Bewegung zu einer „Friedenskette“ um den Bodensee sowie anschließender „Erntedank-Demo“ nach Konstanz ein. Im Gegensatz zu den Demonstrationen in Berlin Ende August, auf denen auch Rechtsradikale zwischenzeitlich Reichskriegsflaggen vor dem Reichstagsgebäude schwenkten, waren diese Gruppen am Bodensee – auch aufgrund eines städtischen Verbots solcher Flaggen – nicht unmittelbar identifizierbar. Die Veranstaltung am Seeufer hatte vielmehr einen zu Pandemiezeiten seltenen Eventcharakter: Familien auf Picknickdecken, Merchandise- und Getränkestände, Kostüme und Musik prägten das Bild. In den offiziellen Ansprachen und den

Gesprächen, die wir mit Demonstrierenden führten, standen nachvollziehbare und sachlich vorgetragene Kritikpunkte an der Pandemiepolitik der Bundesregierung oft unvermittelt neben kruden und falschen Behauptungen: Anklagen gegen die „Merkel-Diktatur“, Verurteilung der Mund-Nasen-Masken als „Kinderschändung“, unterschiedlichste Vergleiche mit dem Widerstand und der Verfolgung während der Zeit des Nationalsozialismus.⁰²

Insgesamt lassen sich einige zentrale Argumente benennen: *Erstens* relativieren viele die Gefährlichkeit der Corona-Pandemie, vergleichen sie mit der Grippe und sprechen von „Pannikmache“; *zweitens* verweisen Teilnehmende auf die (Gesundheits-)Schädlichkeit der Gegenmaßnahmen, wie Sauerstoffmangel und vermeintliche Todesfälle durch Alltagsmasken; und *drittens* wird vor der Einschränkung von Grundrechten und dem Abrutschen in autoritäre Verhältnisse gewarnt. Basis dieser Behauptungen ist ein tiefgreifendes Misstrauen gegenüber der Darstellung und Bewertung der Pandemie durch die etablierten Medien, die Bundesregierung sowie renommierte Wissenschaftler:innen wie dem Berliner Virologen Christian Drosten.

Die grundsätzliche Haltung der Interviewten gegenüber den Wissenschaften erweist sich als ambivalent. Einerseits werden Uneinigkeiten der medial bekannten Wissenschaftler:innen als Argument gegen deren Verlässlichkeit angeführt: „Es sagt ja auch jeder Virologe etwas anderes, das verunsichert einen“, beklagen sich etwa zwei Frauen mittleren Alters. Von der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion, die sich mit einem noch unterforschten Virus aus verschiedenen disziplinären Perspektiven beschäftigen muss, fordern die Protestierenden unterschwellig die Produktion eindeutiger Ergebnisse. Da dies nicht der Fall ist, nutzen sie die in wissenschaftlichen Er-

kenntnisprozessen üblichen Unsicherheiten aus, um den gesamten von anerkannten Expert:innen getragenen wissenschaftlichen Erkenntnisprozess als ungültig zu erklären und ihm die Reputation einer rationalen Autorität zu nehmen. Sie verkennen dabei, wie wichtig *trial and error* und Kontroversen für wissenschaftliche Erkenntnisse sind.⁰³ Frühere Einschätzungen zu korrigieren, beispielsweise hinsichtlich der Wirksamkeit von Alltagsmasken, gilt ihnen als Ausdruck mangelnder Kompetenz. Andererseits wird die vermeintliche Einseitigkeit des wissenschaftlichen Diskurses beklagt, die alternative Sichtweisen ausblende. Nicht zuletzt wird die Abhängigkeit wissenschaftlicher Ergebnisse von wirtschaftlichen und politischen Interessen unterstellt.

Dabei scheinen die meisten Teilnehmenden nicht prinzipiell wissenschaftsfeindlich. Sie eignen sich vielmehr selbst wissenschaftliche Autorität für ihre Argumentationen an, wenn sie auf eine kritische Prüfung der Zahlen des Robert Kochs-Instituts (RKI), auf Studien oder eigene Recherchen im Internet verweisen und die wissenschaftlichen Titel ihrer Gegenexpert:innen akzentuieren, wie etwa bei Sucharit Bhakdi – der emeritierte Professor für Mikrobiologie ist für die Bewegung zu einer Art Galionsfigur geworden. Expertentum ist dabei ebenso wichtig wie die Tatsache, dass es sich um „Überläufer“, also ehemalige Insider aus der „Mainstream“-Wissen-

schaft handelt. Das gilt auch für die durchweg abgelehnten Medien des öffentlich-rechtlichen Rundfunks: Renegatentum wird als eine besondere Qualität gefeiert, sei es bei der ehemaligen Nachrichtensprecherin Eva Herman oder dem ehemaligen RBB-Moderator Ken Jebsen. Letzteren schätzt ein 50-jähriger Unternehmer, „weil der sehr gut die Historie recherchiert, find ich super, der Mann ist sehr leidenschaftlich und gibt alles meiner Meinung nach, um die Wahrheit ans Licht zu bringen (...) und das sind ja auch Profis, die aus der Branche kommen und auch geächtet wurden.“

Nichts bestätigt sich so durchgängig und vollumfänglich, wie diese resolut kritische Haltung gegenüber den etablierten Medien. Immer wieder begegnen uns Menschen, die dem über den Messenger-Dienst Telegram oder Youtube geteilten Wissen mehr vertrauen als den öffentlich-rechtlichen Kanälen oder der Bundesregierung. Den Vorwurf einer weitgehenden Fehlinformation formulieren zwei um die 40 Jahre alte Bankauffrauen: „Hier werden Dinge verschwiegen, die Politik, es wird einseitig nur berichtet, es ist so viel zensiert worden.“ Das Eintauchen in die Welt der „alternativen“ Medien beschreibt uns eine Frau als eine Art umfassendes Erweckungserlebnis: „Ja, im Prinzip hat sich mein ganzes Gedankengut verändert (...) weil das hier, was hier passiert, im Mainstream und was uns Politik vormacht, ist für mich nicht schlüssig, nicht rational, nicht nachvollziehbar, vor allem, die liefern uns ja gar keine richtigen Daten, die informieren uns nicht wirklich intensiv, gar nix (...) irgendwie habe ich gedacht, oh mein Gott, wie konnte ich nur so lange so blind sein.“

Die Beschaffung, Produktion und Verteilung des Gegenwissens ist dabei ein höchst partizipatives Unterfangen, bei dem die Beteiligten große Eigeninitiative zeigen. Das vorgebrachte „kritische Denken“ ist dabei strikt auf die bestehenden Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung gerichtet – die eigene Position oder die der präferierten Gegenexpert:innen werden selten oder gar nicht überprüft. Stattdessen werden Positionen, die den eigenen Standpunkten zuwiderlaufen, abgekapselt: „Querdenker“ argumentieren auf einer grundlegend anderen Wissensbasis und Einordnung von Fakten.

Bemerkenswert ist das Selbstbewusstsein, mit dem dieses Gegenwissen, das tatsächlich „quer“ zu vorherrschenden wissenschaftlichen, politi-

01 Neben unserer zeitgeschichtlichen Arbeitsgruppe beschäftigt sich eine Gruppe um den Politologen Sebastian Kooß mit repräsentativen Umfragen zu den Protestteilnehmer:innen, die Gruppen um den Soziologen Boris Holzer und die Medienwissenschaftlerin Isabell Otto befassen sich mit der digitalen Kommunikation. Schließlich arbeitet eine Gruppe des Kultursoziologen Christian Meyer an einer visuellen Ethnographie der Konstanzer Corona-Protteste. Siehe www.geschichte.uni-konstanz.de/reichardt/aktuelles/ag-wissenspraktiken-und-soziale-bewegungen. In Planung ist u. a. Sven Reichardt (Hrsg.), Die Misstrauensgemeinschaft der Querdenker. Die Corona-Protteste aus kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive, Frankfurt/M. 2021.

02 Grundlage unserer Erhebung – und Quelle sämtlicher Zitate in diesem Text – sind halbstandardisierte „problemzentrierte Interviews“, die am 3. und 4. Oktober 2020 in Konstanz geführt wurden. Zur Methode siehe Uwe Flick, Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek 1999⁴, S. 94–150; Andreas Witzel, Das problemzentrierte Interview, in: Gerd Jüttemann (Hrsg.), Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder, Weinheim 1985, S. 227–255.

03 Bereits in den 1980er Jahren hatte Ulrich Beck vor diesen Formen eines „Irrationalitätsverdachts“ gegenüber der Wissenschaft gewarnt: Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986, S. 274–280.

schen und gesellschaftlichen Positionen steht, von zahlreichen Demonstrationsteilnehmer:innen vertreten wird. Die Protestierenden ermächtigen sich selbst dazu, einen fortlaufenden und komplexen epidemiologischen und virologischen Forschungsdiskurs einschätzen und als falsch widerlegen zu können. Dabei sind „Hausverstand“ und persönliches Erfahrungswissen gängige Argumentationsgrundlagen, nach denen beispielsweise das Immunsystem, ein gesunder Lebensstil und eine entsprechende Ernährung ausreichenden Schutz gegen das Virus böten. Ein 33-jähriger Vater, der als Rigger durch den Zusammenbruch der Veranstaltungsbranche arbeitslos wurde, meint: „Also ich bin aufgewachsen bei anthroposophischen Eltern, ich wurde nie geimpft, ich habe ständig Verletzungen an den Händen und überall gehabt, habe immer im Dreck gespielt, hab nie irgendwas bekommen, bin, wie gesagt, gegen nix geimpft, und ich sehe das nicht ein, dass mein Sohn 'ne Impfpflicht gegen Corona kriegen soll, weil ich die ganzen Impfungen so ablehne.“

Als Erkenntnisform sowie Ausgangspunkt für die Suche nach alternativen Erklärungen und als Kriterium für deren Auswahl führen viele „Querdenker“ ihr „Bauchgefühl“ an, das etwa ein 50-jähriger Unternehmer dezidiert dem akademisch-abstraktem Wissen entgegenhält: „Ich habe (...) nie studiert, weil ich jemand bin, der eine sehr gute Intuition hat. Eigentlich immer, wie es sich in der Vergangenheit bewiesen hat, hat mein Bauchgefühl immer zu einhundert Prozent recht gehabt. Das liegt aber daran, dass ich irgendwie ein Bewusstsein dafür habe, um das beurteilen zu können, und das ist einfach so.“ Auch eine 35-jährige Naturheilpädagogin betont die Intuition, mit der sie Informationen als stichhaltig einstuft: „Ich [habe] sehr intuitiv meiner inneren Stimme sozusagen zugehört, welches Video sich stimmig für mich anfühlt und welches nicht, und dann habe ich auch nur die angeschaut, die sich für mich, für meine Wahrheit, also die sich wahrheitsgetreu für mich angefühlt haben.“ Solche „emotionalen Beweisführungen“⁰⁴ schließen über das Gefühl auf Fakten: Was sich nicht richtig anfühlt, kann nicht richtig sein.

04 Diesen Begriff führte der Psychiater Aaron T. Beck Ende der 1970er Jahre ein. Vgl. Sascha Lobo, Wie die Blitzradikalisierung der Corona-Leugner funktioniert, 28. 10. 2020, www.spiegel.de/a-eb3231e1-d3b5-46b3-b01e-309f9fa92891.

(GEGEN-)WISSEN UND SOZIALE BEWEGUNGEN

Die Mobilisierung von Gegenwissen ist kein neues Phänomen, sondern vielmehr ein wesentliches Charakteristikum sozialer Bewegungen. Diese müssen gesellschaftliche Missstände zunächst einmal identifizieren und ein entsprechendes Problembewusstsein verbreiten, um gegen die wahrgenommene Malaise zu mobilisieren. Seit jeher fungieren soziale Bewegungen deshalb nicht nur als Indikatoren sozialer und politischer Missstände, sondern sie produzieren, verbreiten und popularisieren auch Wissen in unterschiedlicher Form: von Wissen über den Status quo über erstrebenswerte Alternativen bis hin zu konkretem Know-how der politischen Organisation, zu Mobilisation und Protestpraktiken. Wie unterschiedlich die Wissensbestände und auch das Verhältnis zu den Wissenschaften dabei sein können, zeigt ein Blick auf die Fridays-for-Future-Bewegung, die sich als explizit wissenschaftsaffin versteht. Sie ist bestrebt, die Erkenntnisse der Klimaforschung zu verbreiten und politisch stärker zur Geltung zu bringen. Im Gegensatz zu den „Querdenken“-Protesten besteht in diesem Anliegen ein Konsens mit der überwiegenden Mehrheit der Wissenschaften, deren Vertreter:innen als Scientists for Future selbst aktiver Teil der Proteste sind.⁰⁵

Wissenspolitik war schon ein zentraler Bestandteil der sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen: Die Studentenbewegung der 1960er Jahre etwa erhielt ihre politische Sprengkraft nicht zuletzt aus dem wissenschaftlichen Selbstbewusstsein, mit denen die Akteur:innen ihre Standpunkte vortrugen und eine Gegenöffentlichkeit aufbauten. In ihrem Selbstverständnis setzten sie die nüchternen Erkenntnisse kritischer Soziologie und des wissenschaftlichen Marxismus den „irrationalen“ Autoritäten in Politik und Wirtschaft entgegen. Aus einer von der Anti-AKW-Bewegung gegründeten „Volkshochschule“ im Wyhler Wald entstand im November 1977 letztlich das Freiburger Öko-Institut, das professionelle Expertise aufbaute, Sachverständige vermittelte und eigene Forschungsprojekte vorantrieb. Alternative Energieforschung, Kritik

05 Vgl. Sebastian Haunss/Moritz Sommer (Hrsg.), Fridays for Future – Die Jugend gegen den Klimawandel. Konturen einer weltweiten Protestbewegung, Bielefeld 2020.

an der Atomindustrie und unser Wissen über die Umweltschäden der industriellen Welt sind ohne solche Gegeninstitute gar nicht denkbar. Auch die Kritik der Frauenbewegung an der herkömmlichen Medizin und Gynäkologie wurde in Frauenläden und auf Frauenuniversitäten erarbeitet und vertieft. Ihre Kritik an patriarchalen Sichtweisen zeigte nicht nur die Standortgebundenheit der Medizin und ihrer bildgebenden Verfahren auf, sondern auch alternative Formen der Selbsterfahrung. Die subkulturellen Impulse aus dem Alternativmilieu waren essenziell für ein Wissen, das sich als basisdemokratisch erarbeitet und von Wirtschaftsinteressen befreit verstand.⁰⁶

Das von sozialen Bewegungen vertretene Wissen ist in der Regel gegen im politischen und gesellschaftlichen Diskurs präsente Wissensbestände sowie die daraus folgende Politik gerichtet und hat die Funktion, diese zu delegitimieren, verändern oder gar abzulösen. Dabei betreiben soziale Bewegungen „knowledge empowerment“,⁰⁷ also einerseits eine Ermächtigung der Protestakteur:innen durch Wissen, andererseits eine Ermächtigung von Wissensinhalten, die im politischen Diskurs bislang unberücksichtigt oder stigmatisiert sind. Eine zentrale Rolle spielen dabei unterschiedliche Expert:innen, die entsprechendes Wissen für die Bewegung produzieren, identifizieren und bereitstellen sowie als legitimierende Referenzen fungieren. Die Figur des Gegenexperten ist dabei kein ausschließliches Phänomen der Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre. So hatte sich beispielsweise die heute wenig bekannte Schweizer Chemikerin Gertrud Woker in den 1920er und 1930er Jahren innerhalb der Friedensbewegung zur führenden Vordenkerin und Stichwortgeberin für den Kampf gegen Giftgaswaffen und deren gängige Darstellung als „humane“ Waffe entwickelt.⁰⁸

06 Vgl. Max Stadler et al., *Gegen|Wissen*, Zürich 2020; Sven Reichardt, *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Berlin 2014². Demnächst dazu auch Daniel Eggsteins Dissertation: *Entstehung und Entwicklung ökologischer Forschungsinstitute in den 1970er und 1980er Jahren*, Universität Konstanz.

07 Steven Epstein, *Impure Science. AIDS, Activism, and the Politics of Knowledge*, Berkeley–Los Angeles–London 1996, S. 234.

08 Dazu die derzeit entstehende Dissertation von Johannes Pantenburg, *Bedrohungswissen. Formierung und Kommunikation von Kriegsbedrohungen und -ängsten in deutschen Friedensbewegungen des 20. Jahrhunderts*, Universität Konstanz.

Beim Gegenwissen handelt es sich jedoch nicht nur um alternative Wissensinhalte, sondern auch um disparate Wissens- und Erkenntnisformen, wenn etwa dem als nüchtern und distanziert empfundenem Expertenwissen angeblich „ganzheitliche“, etwa emotionale Beweisführungen und eine Argumentation aus subjektiver Betroffenheit entgegengehalten wird – so etwa in der Friedensbewegung der 1980er Jahre, die sich mit öffentlichen Angstbekenntnissen gegen die Stationierung von atomaren Mittelstreckenraketen in der Bundesrepublik und Westeuropa richtete. Solch emotionalisierte Wissensformen finden sich auch in der Frauenbewegung, in der Spiritualismus oder erfahrungsbezogenes Körperwissen stets auch auf die eigenen Gefühlslagen rekurrierte. Ebenso ist die Angst vor der ökologischen Apokalypse fester Bestandteil der Umweltbewegungen seit den 1970er Jahren.

FUNKTIONEN DES GEGENWISSENS IN DER „QUERDENKEN“-BEWEGUNG

Die „Querdenker“, die auf ihr Bauchgefühl und Erfahrungswissen verweisen, treiben den ohnehin hohen Stellenwert von Emotionalität in sozialen Bewegungen nochmals deutlich weiter. Ihre emotionale Beweisführung und gefühlten Fakten stehen einer breiten gesellschaftlichen Mehrheit gegenüber, die die Maßnahmen gegen die Pandemie stützt und kein Verständnis für die Proteste aufbringt.⁰⁹ Dass ihr Engagement durchaus mit persönlichen Beeinträchtigungen verbunden ist, spiegelt sich in vielen Aussagen der von uns Befragten wider, die von Spaltungen und eskalierenden Meinungsverschiedenheiten und Lagerbildungen im Freundes- und Bekanntenkreis berichten. Eine Frau mittleren Alters beklagt, „man wird abgestempelt als Verschwörungstheoretiker“, und ergänzt, „also auf der Arbeit kann ich nicht groß kommunizieren“. Das Gegenwissen hat also durchaus einen sozialen Preis. Worin liegt trotz allem dessen Attraktivität?

09 Vgl. Isabella Reichert, *Große Mehrheit verurteilt Proteste gegen Corona-Politik*, 1. 9. 2020, www.spiegel.de/a-2e920864-7f07-420f-b46c-6dbf55c05aac; Carsten Korfmacher, *Corona-Maßnahmen – Kippt die Stimmung in Deutschland?*, 9. 9. 2020, www.nordkurier.de/politik-und-wirtschaft/corona-massnahmen-kippt-die-stimmung-in-deutschland-0940640309.html.

Zunächst liegt die Anziehungskraft solcher Erzählungen darin, dass sie die Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung obsolet erscheinen lassen. In dieser Argumentation ist keine Einschränkung des eigenen Lebensstils notwendig, ein Ende der Maßnahmen kann, ja muss direkt erfolgen und hängt nicht von der Verbreitung eines Impfstoffes und dem Abklang der Pandemie in ungewisser Zukunft ab. Diese Utopie manifestiert sich schon im Eventcharakter der Protestveranstaltungen. Der demonstrative Austausch von Umarmungen und die Ablehnung von Abstandsgebotsen und Mund-Nasen-Bedeckungen tragen einen präfigurativen Charakter: Sie verwirklichen bereits im Kleinen und im Hier und Jetzt, was der Protest im Großen zukünftig erreichen möchte – die Rückkehr zu einem Leben ohne die pandemiebedingten Einschränkungen, zur „alte[n] Normalität“. Die starke Eigeninitiative bei der alternativen Wissensbeschaffung, -produktion und -verbreitung sowie das Engagement bei entsprechenden Protestveranstaltungen kann also auch als Gegenstrategie zu dem in der Ausnahmesituation der Pandemie erfahrenen Kontrollverlust gesehen werden.

Weitere Aspekte werden mit einem Seitenblick auf Erkenntnisse über die Funktion von Verschwörungsmutheorien plausibel. Zwar flechten nur wenige Demonstrierende die Pandemiepolitik in elaborierte „Theorien“ ein (Stichwort QAnon oder Reichsbürgertum), typische Elemente konspiratorischer Argumentationen finden sich aber auch bei den „Querdenkern“ – der Kampf gegen eine verfälschte „offizielle Version“, ein Dualismus von „denen da oben“ und „uns“, das Absetzen von einer gezielt fehlinformierten Mehrheit sowie radikal vereinfachende Deutungsmuster des „gesunden Menschenverstandes“.¹⁰ Die in diesen Deutungsmustern aufscheinende Unfähigkeit oder Unwilligkeit, die Existenz und Wirkmacht ungesteuerter, kontingenter Prozesse zu akzeptieren, schafft dabei Pfadabhängigkeiten, die zu extremeren verschwörungstheoretischen Überzeugungen führen: Irgendjemand muss ja von den Pandemietoten, dem Einbruch der Wirtschaft und der Maskenpflicht profitieren,

und wenn man die Verantwortlichen nicht direkt identifizieren kann, dann muss man eben noch kritischer und „querer“ denken.

Dass diese Wissensselbstermächtigung als „kritischer Querdenker“ zunächst vor allem eine Aufwertung der eigenen Person und Gruppe bedeutet, ist evident: Die Rolle des informierten, aufgeklärten oder aufgewachten Selbst, das den offiziellen Darstellungen der Pandemie und den Regierungsmaßnahmen nicht mehr vertraut, versichert Exzeptionalität, Avantgardebewusstsein und Überlegenheit gegenüber einer fehlinformierten Mehrheit. Gerade in den komplexen Krisen einer globalisierten Welt – von der Finanz- und Klimakrise bis zur Pandemie – ist die einfache Suche nach Schuldigen, die der Unvorhersehbarkeit und Bedrohlichkeit ein Gesicht geben und zugleich pauschalisierte und kompromisslose Ablehnung ermöglichen, und die Rückbesinnung auf die eigene Intuition eine wirksame Form der Emotionspolitik.

HINTERGRÜNDE DES AKTUELLEN „QUERDENKENS“

Tritt man einen Schritt zurück von Erklärungen, die auf die individuelle Funktion des Geistes abzielen, werden auch größere Entwicklungslinien sichtbar. Mit ihrem Fokus auf die Maßstäbe des „gesunden Menschenverstandes“ und ihrer antelitären Stoßrichtung lassen sich die „Querdenker“ mit populistischen Bewegungen vergleichen, die die liberale Demokratie, die Parteien und die Verfahrensmäßigkeit demokratischer und repräsentativer Institutionen kritisieren.¹¹ Populist:innen und „Querdenker“ haben dabei eine ähnliche erkenntnistheoretische Grundhaltung – sie gehen davon aus, dass Politik und Wissenschaft im Grunde auf einfachen, allgemeingültigen und intuitiv erspürbaren Wahrheiten beruhen. Die Kluft zwischen umfassender und komplexer, nicht zuletzt in statistischer Weise begriffener Realität einerseits und der individuell wahrgenommenen Situation andererseits wird nicht anerkannt; Intellektuelle

¹⁰ Die Ausführungen sind angelehnt an Michael Butter, „Nichts ist, wie es scheint“. Über Verschwörungstheorien, Berlin 2020⁴, S. 22–29, S. 53, S. 59–65, S. 103–139; Katharina Nocun/Pia Lamberty, Fake Facts. Wie Verschwörungstheorien unser Denken bestimmen, Köln 2020, S. 29–32, S. 273.

¹¹ Vgl. Pierre Rosanvallon, Das Jahrhundert des Populismus. Geschichte, Theorie, Kritik, Hamburg 2020, S. 89–156; Sven Reichardt, Gegenwart und Geschichte des Rechtspopulismus, in: Hedwig Richter/Stefanie Coché (Hrsg.), Legitimation staatlicher Herrschaft in Demokratien und Diktaturen. Festschrift für Ralph Jessen, Bonn 2021 (i.E.).

und akademische Wissenschaftler:innen, die auf der Bedeutung dieser Kluft beharren, werden als Repräsentant:innen einer Welt abgelehnt, die mit dem richtigen und wahren Alltagswissen der „echten“ Bevölkerung nichts mehr zu tun haben.

Der „Trumpismus“ – das Wirken des US-Präsidenten Donald Trump in den vergangenen vier Jahren – hat dabei eine Realitätsverweigerung salonfähig gemacht, die bei den „Querdenkern“ Wiederhall findet. „Fake News“ beziehungsweise „alternative Fakten“ zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie gängigen Regeln der Überprüfbarkeit entzogen sind – wahr ist, was als wahr behauptet wird und in einer konkreten Situation eine soziale Funktion erfüllt.¹² Auch bei den „Querdenkern“ zeigt sich ein solcher Hang zur Postfaktizität: Wenn sie mit fundiertem Widerspruch konfrontiert werden, geht ihre Behauptung unwiderlegbarer Wahrheiten oft in einen überdrehten Relativismus über, nach dem jedes Wissen nur Meinung sei.

Befeuert werden diese Entwicklungen nicht zuletzt durch die medialen Bedingungen: Das Internet in seiner heutigen Form, Social-Media-Kanäle, Imageboards und andere Online-Foren sind partizipatorisch auf das Teilen, die Interaktion und Kommentierung von Wissensbeständen ausgelegt und bilden die strukturelle Grundlage der geschilderten Wissensselbstermächtigungen. Eine zunehmende Fragmentierung der Öffentlichkeit in den Kommunikationsräumen des Internets begünstigt die Entstehung von Wissensparallelwelten, denen professionelle Gatekeeper und kompetente Wissensmoderatoren wie die Redaktionen der „klassischen“ Medien fehlen. Hier kann jedwede Information hierarchiefrei neben eine andere gestellt und jederzeit niedrigschwellig zugänglich gemacht werden. Während Youtube, Twitter und Facebook erste Strategien zum Umgang mit Falschmeldungen entwickeln und entsprechende Maßnahmen umsetzen, verzichtet das unter „Querdenkern“ beliebte Telegram weitgehend auf solche Interventionen. In den Echokammern der sozialen Medien können Gleichgesinnte Konfrontationen mit der Mehrheitsgesellschaft auffangen, verarbeiten und als Kampf für die richtige Sache positiv umdeuten.¹³

¹² Vgl. Romy Jaster/David Lanau, *Die Wahrheit schafft sich ab. Wie Fake News Politik machen*, Stuttgart 2019³.

¹³ Vgl. Simona Stano, *The Internet and the Spread of Conspiracy Content*, in: Michael Butter/Peter Knight (Hrsg.), *Routledge Handbook of Conspiracy Theories*, New York 2020, S. 483–496.

AUSBLICK

Spätestens seit Anfang November 2020 deuten sich die Gefahren und Tendenzen einer politischen Radikalisierung der Corona-Proteste an. Zunehmend ist auch ein gewaltbereites Vorgehen zu beobachten, wie ein Anschlag von Unbekannten auf das RKI oder die Ausschreitungen gegen Journalist:innen und Polizist:innen auf „Querdenken“-Demonstrationen in Leipzig, Frankfurt am Main oder Berlin zeigen. „Querdenker“ bedrängen und instrumentalisieren Schüler:innen, die fehlende Abgrenzung gegenüber Rechtsradikalen wird immer deutlicher. Maßnahmenverschärfungen dürften in diesem angespannten Klima zu weiteren Eskalationen beitragen. Die moderateren „Querdenker“, die vor allem aus „freiheitlichen“ oder egozentrischen Motiven gegen ihre persönlichen Einschränkungen protestieren, könnten stärker in den Hintergrund geraten – oder sich radikalieren. Auch die extremeren Teile der Bewegung, deren Systemkritik an Politik und Medien erbitterter ist, könnten sich noch weiter radikalieren, ebenso könnte deren Gewaltbereitschaft steigen. Das in der Bewegung kursierende Gegenwissen, das sich aus einem fundamentalen Misstrauen gegen politische, wissenschaftliche und mediale Eliten sowie aus emotionalen Beweisführungen und konspirationistischen Unterstellungen speist, weist diesbezüglich keine inhärenten Stopp-Mechanismen auf.

JOHANNES PANTENBURG

ist Mitarbeiter und Doktorand an der Professur für Zeitgeschichte der Universität Konstanz.
johannes.pantenburg@uni-konstanz.de

SVEN REICHARDT

ist Professor für Zeitgeschichte an der Universität Konstanz.
sven.reichardt@uni-konstanz.de

BENEDIKT SEPP

ist Doktorand an der Professur für Zeitgeschichte der Universität Konstanz.
benedikt.sepp@uni-konstanz.de

WISSENSCHAFTLICHE POLITIKBERATUNG IN KRISENZEITEN

Peter Weingart

Die Covid-19-Pandemie hat die Funktionsweisen wissenschaftlicher Politikberatung ins Licht medialer Aufmerksamkeit gerückt. Zwar ist nicht zu erwarten, dass grundsätzlich neue Erkenntnisse zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik zutage gefördert werden, aber ein paar Aspekte der durch das Virus geschaffenen Krisensituation unterscheiden diese ausreichend von vorherigen, um das neuerlich geweckte Interesse zu begründen.

Zuallererst ist die durch das Virus gegebene unmittelbare Gefahr für das Leben vieler Menschen zu nennen, die durch die täglichen Berichte in den Medien im allgemeinen Bewusstsein gehalten wird. Die Unmittelbarkeit der Gefahr wird durch den Umstand gesteigert, dass sie nicht greifbar ist. Die Unsichtbarkeit des Virus verhindert eine eigenständige Abwehr jedes Einzelnen und macht alle Gesellschaftsmitglieder vom Rat der wenigen Expertinnen und Experten abhängig, die sich mit Virusinfektionen auskennen. In dieser – hier extremen – Abhängigkeit von dem Wissen der Wissenschaft steht auch die Politik, die Maßnahmen ergreifen muss, um kollektives Handeln so zu koordinieren und zu steuern, dass die Ausbreitung des Virus verhindert und weitere gesundheitliche, soziale und wirtschaftliche Folgeschäden vermieden werden.

Damit fokussiert das öffentliche Interesse, vor allem (aber nicht nur) gesteuert durch die Medien, einzelne Wissenschaftler. Sie werden, zumindest zeitlich begrenzt, zu Repräsentanten der Wissenschaft schlechthin. Das mit der Abhängigkeit einhergehende notwendige Vertrauen in sie, ebenso wie die nahezu ausschließliche mediale Aufmerksamkeit, macht sie zugleich jedoch angreifbar und verletzlich. Das gilt umso mehr, als das für die wirksame Bekämpfung des Virus erforderliche Wissen zunächst nur eingeschränkt vorhanden ist und die Experten noch neues Wissen generieren müssen. Dieses Wissensdefizit hat zu Beginn der Pandemie Maßnahmen begründet, deren Radikalität sich im Nachhinein wenigstens teilweise als zu undifferenziert erwiesen hat. Die

zunächst tiefgreifenden Einschränkungen grundgesetzlich garantierter Freiheitsrechte haben der Politik erhebliche Legitimationsrisiken aufgebürdet. Erst im weiteren Verlauf und unter dem Druck ökonomischer Folgeschäden konnten die Maßnahmen auf der Grundlage neuen Wissens verfeinert werden. Im Verlauf dieses „Lernprozesses“, den sowohl die Wissenschaft als auch die Politik durchlaufen haben, hat eine Politisierung der wissenschaftlichen Diagnosen eingesetzt.

Bezeichnenderweise ist die Covid-19-Pandemie im Hinblick auf die Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik wiederholt mit dem Klimawandel verglichen worden. Der Vergleich ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Zunächst wichtige Unterschiede: Der Klimawandel ist potenziell weitaus gefährlicher als die Pandemie, aber die Gefahr, die von ihm ausgeht, ist – zumindest in großen Teilen Mitteleuropas – nicht unmittelbar, sondern liegt in einer unbestimmten Zukunft. Die Politik steht bezüglich ihrer Entscheidungen zur Bewältigung des Klimawandels auch nicht unter demselben Zeitdruck – nicht zuletzt, weil die Komplexität der gefragten Entscheidungen und deren gesellschaftliche, politische und ökonomische Folgen längere Zeiträume betreffen. Schließlich ist die Abhängigkeit der Politik von der Wissenschaft nicht in derselben Weise eng geführt wie im Fall der Pandemie.

Allerdings, und hier beginnen die Ähnlichkeiten, ist eine Abhängigkeit durchaus gegeben: Die Diagnosen der Klimaforschung sind alarmierend genug, um politisches Handeln nahezulegen und im Detail zu begründen. Die geforderten Entscheidungen hätten zum Teil tiefe Eingriffe zur Folge, sowohl in die wirtschaftliche Freiheit als auch in die individuelle Lebensführung. Klimaexperten genießen anlassbezogen große mediale Aufmerksamkeit, beispielsweise durch Klimakonferenzen, Extremwetterlagen, wissenschaftliche Studien und neuerdings auch durch soziale Bewegungen wie Fridays for Future. Seit einiger Zeit werden die

von ihnen beschriebenen Gefahren konkreter und anschaulicher, etwa in bildlich belegten Berichten über den Rückgang des Polareises.

Mit dieser kurzen Skizze verschiedener Aspekte der Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik im Kontext aktueller Krisen ist der Rahmen geschaffen, in dem die unterschiedlichen Ausprägungen dieser Beziehung beschrieben und analysiert werden sollen. Diese Fragen sind zu verfolgen: Welche Regeln beziehungsweise Prinzipien gelten allgemein für wissenschaftliche Politikberatung? Wer berät die Politik mit welchem Wissen? Wer findet Gehör und warum? Welchen Einfluss hat die öffentliche Kommunikation?

REGELN UND PRINZIPIEN

Für diesen Kontext genügt es, nur kurz auf die grundlegende Differenz zwischen Wissenschaft und Politik und die sich daraus ergebenden Regeln für die Politikberatung einzugehen. Ausgangspunkt ist die idealtypische Bestimmung der unterschiedlichen Systemrationalitäten von Wissenschaft und Politik. In der Wissenschaft geht es um die Produktion möglichst gesicherten, das heißt von einer Vielzahl von Forscherinnen und Forschern geprüften Wissens. Die Leitfrage aller wissenschaftlichen Betätigung ist: Was ist wahr? In der Politik geht es dagegen darum, Unterstützung für Entscheidungen zu gewinnen. Dazu ist es erforderlich, unterschiedliche Interessen und Werthaltungen der Wählerinnen und Wähler zu berücksichtigen, es müssen also Kompromisse gesucht werden. In der Mehrzahl der Entscheidungen gibt es jedoch wenigstens Teilfragen, die nur durch den Rückgriff auf Wissen beantwortet werden können.

Daraus ergibt sich der für moderne Demokratien geltende Sachverhalt, dass sie auf einer doppelten Legitimation beruhen: der Legitimation durch Wahlen, also durch die Zustimmung der Mehrheit der Bevölkerung, sowie der Legitimation durch gesichertes Wissen. Für die Politik folgt daraus eine potenziell dilemmatische Konstellation, nämlich immer dann, wenn im Hinblick auf anstehende Entscheidungen wissenschaftlich basierter Expertenrat im Widerspruch zu politischen Interessen und ideologischen Überzeugungen steht. Fortgesetzte Missachtung wissenschaftlicher Evidenz kann ebenso zum Verlust von Legitimität führen wie eine verlorene Wahl. Daraus folgt darüber hinaus, dass wissenschaftliches Wissen politische Entscheidungen ebenso legitimieren

wie delegitimieren kann.⁰¹ Dieser Zusammenhang begründet die stets präsenste Möglichkeit, dass wissenschaftliches Wissen politisiert wird.

Damit sind die Bedingungen genannt, aus denen sich die vier Prinzipien ableiten, die das idealtypische Gerüst bilden, an dem sich Organisation und Praxis der Politikberatung orientieren sollten: Distanz, Pluralität, Transparenz und Öffentlichkeit. *Distanz* sichert die Unabhängigkeit der Wissenschaft von Politik und verhindert eine Vermischung von Interessen und wissenschaftlichen Urteilen. *Pluralität* gebietet die sachgerechte Einbeziehung von Disziplinen sowie Beraterinnen und Beratern. *Transparenz* der Beratungs- und Entscheidungsprozesse sichert das Vertrauen in sie. Und *Öffentlichkeit* bedeutet den Zugang zu relevanten Informationen und ist die Voraussetzung des Vertrauens.⁰²

UNVERMEIDLICHE AUSWAHL

Der überwiegende Teil der wissenschaftlichen Politikberatung findet routinemäßig in fest institutionalisierten Gremien statt, in Beiräten der Ministerien, in Sachverständigenräten oder Kommissionen der regulativen Verwaltung sowie durch die wissenschaftlichen Dienste der Parlamente. Zuweilen geht es um die Legitimierung umstrittener Entscheidungen wie etwa im Fall der „Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung“, die 2011 nach der Nuklearkatastrophe von Fukushima den Ausstieg aus der Atomenergie vorbereiten sollte. Zudem werden sogenannte Ad-hoc-Kommissionen eingesetzt, deren Lebensdauer eng begrenzt ist. Für all diese Gremien hat die Politik in den jeweiligen Mandaten Verfahrens- und Berufsregeln, Zuständigkeitsbereiche sowie vor allem die beabsichtigten Verwendungsformen der Beratungsergebnisse fixiert.⁰³

Diese formalen Beratungsformate werden durch viele mehr oder weniger informelle Beratungen ergänzt, wenn Regierungsmitglieder oder

01 Vgl. Peter Weingart, Wissensgesellschaft und wissenschaftliche Politikberatung, in: Svenja Falk et al. (Hrsg.), Handbuch Politikberatung, Wiesbaden 2019, S. 67–78, hier S. 69f.

02 Vgl. ders., Zur Aktualität von Leitlinien für „gute Praxis“ wissenschaftlicher Politikberatung, in: Der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Leitlinien Politikberatung, Berlin 2008, S. 11–18, hier S. 14f.

03 Für einen Überblick über unterschiedliche Beratungsarrangements vgl. Justus Lentsch/Peter Weingart (Hrsg.), Scientific Advice to Policy Making. International Comparison, Leverkusen 2009.

Abgeordnete sich je nach Situation geplant oder spontan an Experten wenden, um sich zu informieren und spezifische Fragen mit ihnen zu diskutieren. Zur Auswahl stehen zahlreiche Thinktanks, private und parteiungebundene Forschungsinstitute, unabhängig agierende Politikberater sowie verschiedenste Wissenschaftsorganisationen und Akademien, die alle zu unterschiedlichen Anlässen mit ihrer jeweiligen wissenschaftlichen Kompetenz (oder auch ohne eine solche) die Politik adressieren und um deren Aufmerksamkeit konkurrieren. Weil das Spektrum verfügbarer Informationen umfassender denn je ist, können Politikerinnen und Politiker nur einen Bruchteil davon wahrnehmen. Die unausweichliche Selektion, die jeweils stattfindet, wird durch eine Reihe von Faktoren gesteuert, von denen hier nur die wichtigsten zu nennen sind.

Erstens: die jeweils zur Diskussion stehende Fragestellung. Die Formulierung der Fragestellung entscheidet oft schon das Ergebnis der Beratung (mit), sie ist deshalb häufig politisch umstritten. Zuweilen werden etwa Fragen an potenzielle Berater aus Unkenntnis des Sachverhalts oder absichtlich eingeschränkt. Dadurch wird das zur Beantwortung relevante Wissen (und indirekt die Berater) ausgewählt, anderes Wissen ignoriert.

Zweitens: die jeweiligen Werthaltungen und Interessen sowie die politischen und ideologischen Überzeugungen. Die Rezeption wissenschaftlichen Wissens unterliegt dem, was in der Psychologie *motivated reasoning* genannt wird: Wissenschaftliche Informationen werden eher geglaubt, wenn sie die eigenen Überzeugungen bestätigen.⁰⁴ So glauben etwa Anhänger (und Politiker) der Republikanischen Partei in den USA zu einem signifikant geringeren Prozentsatz an den anthropogenen Klimawandel als jene der Demokratischen Partei.⁰⁵ Gleiches gilt für die Einschätzung der Ansteckungsgefahr durch das Coronavirus.⁰⁶

Drittens: die strategische und legitimatorische Funktion des nachgefragten Wissens. In politischen Aushandlungsprozessen kann Wissen ein-

gesetzt werden, um die eigene Position zu stärken beziehungsweise die gegnerische Position zu schwächen. Exemplarisch unter vielen einschlägigen Beispielen ist der strategische Einsatz von Wissen zur Verhinderung politischer Regulierungen durch die Tabakindustrie in den USA.⁰⁷

Viertens: die Wahl der Berater. Der strategische Umgang mit Wissen seitens der Politik wird in aller Regel über die Wahl der sie beratenden Personen umgesetzt. Die Beziehung zwischen politischen und wissenschaftlichen Positionen, die aus der Perspektive der Politik eine strategische Auswahl erst ermöglicht, ist nicht in allen Fällen gegeben, beruht manchmal auf Vermutungen. Dass wissenschaftliche Experten sich bestimmten politischen Positionen zuordnen lassen und entsprechend ihrer bekannten oder vermuteten Positionen ausgewählt werden, wird zum Beispiel in der Besetzung der Enquêtekommissionen des Deutschen Bundestages explizit anerkannt. Bei diesen Kommissionen handelt es sich um einen besonderen Typ wissenschaftlicher beziehungsweise sachverständiger Beratung des Parlaments und der darauf gründenden Vorbereitung von Entscheidungen. Bei der Auswahl der Sachverständigen durch die Parteien wird darauf geachtet, dass sie loyal gegenüber den Grundpositionen der jeweils vorschlagenden Partei sind und die Positionen der Fraktionen in der Kommissionsarbeit unterstützen.⁰⁸

Je unsicherer (unabgeschlossener) wissenschaftliches Wissen ist, desto leichter kann es von Politikern nach ihren jeweiligen Überzeugungen und Interessen strategisch interpretiert und argumentativ eingesetzt werden. In der Corona-Krise ist das besonders deutlich geworden, nicht zuletzt, weil die Beratung der Politik durch Gesundheitsexperten zu einem guten Teil öffentlich war. Es ging in diesem Fall um Einschätzungen geeigneter Strategien zur Bekämpfung des Virus. Die Mehrheit der Virologen und Epidemiologinnen setzte dabei auf die Unterbrechung der Infektionsketten. Eine Minderheit empfahl dagegen eine Strategie der sogenannten Herdenimmunität. Sie wird vor allem von Wissenschaftlern und Politikern vertreten, die in einer wirtschaftlichen

04 Vgl. Stephan Lewandowsky/Klaus Oberauer, *Motivated Rejection of Science*, in: *Current Directions in Psychological Science* 4/2016, S. 217–222.

05 Vgl. Joshua M. Blank/Daron Shaw, *Does Partisanship Shape Attitudes toward Science and Public Policy? The Case for Ideology and Religion*, in: *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 1/2015, S. 18–35.

06 Vgl. Chuck Todd et al., *On Coronavirus Trust, Republicans Are Outliers*, 4. 8. 2020, www.nbcnews.com/politics/n1235739.

07 Vgl. Naomi Oreskes/Edward Conway, *Merchants of Doubt: How a Handful of Scientists Obscured the Truth on Issues from Tobacco Smoke to Global Warming*, London 2010.

08 Vgl. Peter Weingart/Justus Lentsch, *Wissen – Beraten – Entscheiden. Form und Funktion wissenschaftlicher Politikberatung in Deutschland*, Weilerswist 2008, S. 148.

Rezession aufgrund der Beschränkungen des öffentlichen Lebens eine größere Gefahr sehen als in der gesundheitlichen Bedrohung durch das Virus.⁰⁹ Während in Deutschland die Mehrheitsposition tonangebend war (und ist), stützten sich Regierungen anderer Länder zu Beginn der Pandemie (zunächst) lieber auf die Empfehlungen von Verfechtern der Herdenimmunität – etwa in Schweden oder im Vereinigten Königreich, haben diesen Weg mittlerweile jedoch verlassen. Dennoch wurden auch in Deutschland unterschiedliche Positionen zwischen prominenten Virologen medizinwirksam ausgeschlachtet, was zeigt, dass der innerwissenschaftliche Konflikt in der Politik (und in der Öffentlichkeit) erhebliches Politisierungspotenzial eröffnet.

ROLLE ÖFFENTLICHER KOMMUNIKATION

Der weitaus überwiegende Teil wissenschaftlicher Politikberatung vollzieht sich unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Es lässt sich deshalb nur spekulieren, warum welche Berater Gehör finden (und warum andere nicht). Die Corona-Krise und vorangegangene Pandemien wie die Schweinepest 2009/10 oder die Vogelgrippe ab 2004 bilden insofern eine Ausnahme, als viele Ratschläge der betreffenden Experten öffentlich gemacht wurden. Allerdings ist offen, ob und gegebenenfalls welche weiteren Empfehlungen unter Ausschluss der Öffentlichkeit kommuniziert wurden und werden.

Seit die Corona-Pandemie im Frühjahr 2020 Deutschland erreicht hat, saß der Direktor des Instituts für Virologie der Berliner Charité, Christian Drosten, bei diversen Pressekonferenzen neben Bundesgesundheitsminister Jens Spahn, was demonstrierte, dass er das Ohr des Ministers hatte. Zugleich verlieh diese Form der Präsentation seinen Ratschlägen politisches Gewicht. Ähnlich wurden in den USA der Immunologe Anthony Fauci und die Ärztin Deborah Birx bei den regelmäßigen Pressekonferenzen im Weißen Haus von US-Präsident Donald Trump vorgestellt, bevor er ihnen das Wort erteilte. Diese Form der wechselseitigen Legitimierung von Wissenschaft und Politik vor den Augen einer großen Öffentlichkeit findet sich in dieser zugespitzten Form eher sel-

ten und ist wohl besonders geeignet, öffentliche Akzeptanz für die zum Teil drastischen Maßnahmen zu erlangen.¹⁰ Allerdings zeigte sich in den USA auch die Kehrseite davon, nämlich dass wissenschaftliche Beratung, insbesondere wenn sie öffentlich stattfindet, politische Positionen ebenso delegitimieren kann – in diesem Fall mit fatalen Folgen für die Wissenschaft: Weil ihm die andauernden negativen Meldungen zur Entwicklung der Pandemie politisch nicht passten, stellte Trump die regelmäßigen Pressekonferenzen mit Fauci und Birx schließlich ein und beschimpfte Fauci in der Endphase des Präsidentschaftswahlkampfes 2020 gar als Idioten.

Dass das Arrangement zwischen Wissenschaft und Politik sensibel ist, zeigt sich in der Corona-Krise auch daran, dass die Einschränkungen des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens angesichts hoher Infektionszahlen insbesondere in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit vielfach allein auf die bekannten Experten zurückgeführt werden – mit dem Effekt, dass auch der Unmut der Gegner der Maßnahmen auf diese abgelenkt wird. Für so manchen wissenschaftlichen Berater ging die gestiegene Prominenz mit Schmähungen und Angriffen von Verschwörungstheoretikern bis hin zu Todesdrohungen einher. Dies ist ein Beleg dafür, wie zweischneidig die Berufung auf wissenschaftlichen Rat sein kann. Einerseits kann sie vor allem dann geboten sein, wenn komplexe Entscheidungen von hoher Dringlichkeit anstehen – denn der Bezug auf die Wissenschaft trägt zur Legitimation der politischen Lagebeurteilungen und Entscheidungen bei. Andererseits kann derselbe Sachverhalt als eine Verschiebung der politischen Verantwortung auf den wissenschaftlichen Berater interpretiert werden – oder dies faktisch auch sein, um Kritik an unpopulären Entscheidungen zu vermeiden.¹¹

10 Dass dies im Zuge der ersten Phase der Corona-Krise zumindest in Deutschland gelang, belegen im Vergleich zu den Vorjahren deutlich gestiegene Umfragewerte zum Vertrauen in die Wissenschaft sowie zur Zustimmung zu wissenschaftsbasierter Politik. Vgl. Wissenschaft im Dialog, Wissenschaftsbarometer Corona Spezial, Mai 2020, www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wissenschaftsbarometer/wissenschaftsbarometer-corona-spezial.

11 Ein Beispiel hierfür bot etwa Bundeskanzler Gerhard Schröder im Bundestagswahlkampf 2002, als er konstatierte, dass er die Vorschläge der Hartz-Kommission „eins zu eins“ umsetzen werde – was letztlich unzulässig war, weil er damit die politische Verantwortung an nicht legitimierte Berater abzugeben plante. Ein solches Vorgehen verletzt auch das Prinzip der Distanz, wonach wissenschaftliche Beratung von politischer Entscheidung zu trennen ist.

09 Siehe etwa die Diskussion um die „Great Barrington Declaration“. Vgl. Christina Berndt, Coronavirus: Erklärung mit Hintergedanken, 14. 10. 2020, www.sueddeutsche.de/1.5068325.

Auf die Frage schließlich, warum manche Wissenschaftler mehr Gehör finden als andere, gibt es folglich mehrere Antworten. Die genannten Beispiele verweisen auf zwei Faktoren. *Erstens*: Abhängig von der anstehenden Problemlage werden zunächst die Experten gehört, deren Kompetenz am relevantesten erscheint. Was als relevant gilt, kann sich jedoch ändern. Bestes Beispiel dafür ist die Verschiebung des Pandemieproblems von der virologischen und epidemiologischen Verbreitungs- und Ansteckungsgefahr hin zur Wahrnehmung der wirtschaftlichen Auswirkungen und damit vom Rat der Virologen zu dem der Ökonomen. *Zweitens*: Die mediale Sichtbarkeit des Beratungsprozesses und damit die, die den Beratern von Politik (und Medien) gewährt wird, entscheidet über die Bedeutung, die deren je individuelle Fähigkeit zur Kommunikation ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse erlangen kann.

LEHREN AUS DER PANDEMIE?

In Deutschland hat insbesondere Christian Drosten während der Covid-19-Pandemie eine Sonderrolle eingenommen – nicht nur als Politikberater, sondern über einen Podcast des Norddeutschen Rundfunks auch als Wissenschaftserklärer für eine breitere Öffentlichkeit. Bereits im April 2020 erhielt er dafür von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft einen Sonderpreis „für herausragende Kommunikation der Wissenschaft in der Covid-19-Pandemie“. Begründet wurde die Preisverleihung damit, dass er „den Menschen auf anschauliche, transparente und faktenbasierte Weise [erkläre], was die Wissenschaft weiß, wie sie arbeitet und welche Unsicherheiten bestehen. Drosten korrigiere aber auch wissenschaftlich nicht belegte Thesen, kommuniziere die Grenzen seines eigenen Wissens“ und erreiche so „Vertrauen bei einer großen Zahl an Menschen und auch in der Politik“. ¹² In einer Studie einer Kommunikationsagentur war bereits von einem „Drosten-

Effekt“ die Rede, der möglicherweise einen neuen Kommunikationsstil geschaffen habe: „Eine Kommunikation, die durch eine neue Offenheit, durch die Verbindung von Expertise und Empathie, von Dynamik und Fehlerkultur Vertrauen aufbauen und Verständnis schaffen kann für den Umgang mit komplexen Herausforderungen – z. B. auch im Klimawandel.“ ¹³

Tatsächlich könnte ein offener Umgang mit Unsicherheiten und ein entsprechender Kommunikationsstil auch für die öffentliche Vermittlung der Klimaforschung von Nutzen sein. Doch auch hier, und besonders vor dem Hintergrund des neuerlichen Hypes über die Wissenschaftskommunikation und die Hinwendung der Wissenschaft zur Öffentlichkeit, sollten Ambivalenzen nicht übersehen werden. Klimaforscher sehen die Gefahren der Erderwärmung auf der Basis jahrzehntelanger Forschung konkreter und somit dringlicher als die allgemeine Öffentlichkeit, für die die Bedrohung noch weitgehend abstrakt ist. Skepsis stellt sich jedoch leichter ein als Vertrauen und ist schwerer zu entkräften. Damit ist es für Klimaforscher auch ungleich schwerer als für Epidemiologen während einer akuten Pandemie, Politiker von unpopulären Maßnahmen zu überzeugen.

Zudem ist bei der Kommunikation von der Wissenschaft in die Öffentlichkeit noch ein weiterer Befund zu berücksichtigen: Forschungen zum anthropogenen Klimawandel sind interdisziplinär und behandeln ein hochkomplexes Thema, deshalb ist Uneinigkeit unter den Wissenschaftlern zumindest noch für längere Zeit wahrscheinlich. Die Situation in der Virologie und in der Epidemiologie ist vergleichsweise homogener – und Untersuchungen haben gezeigt, dass innerwissenschaftlicher Konsens die Glaubwürdigkeit der entsprechenden Erkenntnisse steigert. ¹⁴ Somit bleibt es eine Daueraufgabe der wissenschaftlichen Politikberatung, ihren Adressaten in Politik und Öffentlichkeit nicht nur „fertiges Wissen“ zu vermitteln, sondern stets auch die Funktionsweisen und Logiken des Wissenschaftsbetriebs nahezubringen, gegebenenfalls Widersprüche zu erläutern und die Grenzen der jeweiligen disziplinären Erkenntnis und des eigenen Wissens transparent zu machen.

PETER WEINGART

ist emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld.

weingart@uni-bielefeld.de

¹² Communicator-Preis 2020 geht an Robert Arlinghaus – einmaliger Sonderpreis für Christian Drosten, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Pressemitteilung, 20. 4. 2020, www.dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2020/pressemitteilung_nr_11/index.html.

¹³ Zit. nach Marc Bartl, Vom Drosten-Effekt und einer neuen Offenheit, 3. 6. 2020, <https://kress.de/news/detail/beitrag/145222>.

¹⁴ Vgl. Stephan Lewandowsky/Gilles E. Gignac/Samuel Vaughan, The Pivotal Role of Perceived Scientific Consensus in Acceptance of Science, in: Nature Climate Change 3-4/2012, S. 399-404.

MIGRATIONSWISSEN

Das Beispiel der Bundesrepublik Deutschland aus zeithistorischer Sicht

Stephanie Zloch

Die enge Zusammenführung von Migration und Wissen, gar in der begrifflichen Prägung „Migrationswissen“, war bis vor Kurzem kaum vorstellbar. Zwar war in der Migrationsforschung bekannt, dass Wissen, gefasst als praktische „Information“ über Zielland und Reisewege, einen Faktor für Migrationsentscheidungen darstellte,⁰¹ und die Exilforschung richtete ihren Blick bevorzugt auf Intellektuelle und Kunstschaffende, doch ansonsten waren die Verbindungslinien zwischen Migration und Wissen nur dünn gezeichnet. Dies zeigt sich insbesondere in zwei gängigen Gesellschaftsdiagnosen: der Einwanderungs- beziehungsweise Migrationsgesellschaft und der Wissensgesellschaft. Beide sind in den vergangenen Jahrzehnten in vielfältiger Weise rezipiert, adressiert und diskutiert worden, und doch bewegten sie sich in scheinbar völlig unterschiedlichen Sphären mit je eigenen Zielsetzungen, Symboliken und Akteur:innen.

Die Gesellschaftsdiagnose der Migrationsgesellschaft ist die umstrittenere. Allein in der wissenschaftlichen Diskussion stehen neben optimistisch gestimmten Einschätzungen gelungener Integration⁰² und zu Statusverbesserungen von Migrant:innen aufgrund liberaler, rechtsstaatlicher Normen⁰³ auch dezidiert kritische Stimmen, die auf prekäre Lebenslagen insbesondere von Geflüchteten an den Rändern der Gesellschaft und zugleich auf deren Selbstbehauptung gegenüber den Ausgrenzungen der „Mehrheitsgesellschaft“ verweisen.⁰⁴ Geleitet sind letztere Stimmen vor allem von den Postcolonial Studies, der Rassismusforschung und daraus resultierenden Erkenntnissen zur Produktion von Differenz. Deutungsversuche einer „postmigrantischen Gesellschaft“ schließen daran theoretisch an, stellen aber die zukunftsgestaltende Teilhabe in der pluralen Demokratie in den Mittelpunkt.⁰⁵

Die Wissensgesellschaft bewegt sich als Gesellschaftsdiagnose in einem politisch deutlich ruhige-

ren Fahrwasser, vielmehr dient sie regelmäßig und weithin unwidersprochen zur Begründung politischer Zukunftsvisionen und subjektivierter Leistungsoptimierungen. Die weitreichenden Veränderungen in der Konzeptualisierung von Wissen, die im akademischen Feld programmatisch von der Wissenschaftssoziologie zur Wissenssoziologie und neuerdings auch von der Wissenschaftsgeschichte zur Wissensgeschichte geführt haben, richten sich dagegen gerade auf die sozialen Bedingungen der Produktion von Wissen, dessen ungleichmäßige Zirkulation und Veränderung im Zuge gesellschaftlichen Wandels,⁰⁶ darunter auch des von Migrationsprozessen bewirkten Wandels.

ANERKENNUNG

Bestrebungen, die Analyse von Migration und Wissen zusammenzuführen, finden einen theoretischen Ansatzpunkt bei den Soziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann mit ihrer sozialkonstruktivistischen Festlegung, „daß die Wissenssoziologie sich mit allem zu beschäftigen habe, was in einer Gesellschaft als ‚Wissen‘ gilt, ohne Ansehen seiner absoluten Gültigkeit oder Ungültigkeit“.⁰⁷ Diese Haltung deckt sich mit der Systemtheorie⁰⁸ und führt zur Erkenntnis, dass das, was in einer Gesellschaft als Wissen anerkannt, prozessiert, produziert und zirkuliert wird, von unterschiedlichen historischen Konstellationen abhängt. Besonders eindringlich verweist die Wissenschafts- und Technikphilosophin Donna Haraway auf die Positionierung und Situierung jeglichen Wissens.⁰⁹

Für die Anerkennung von Wissen in der Migrationsgesellschaft ist entscheidend, Migrant:innen als Wissensakteur:innen zu sehen, und die „Vorstellung einer historischen Pluralität von Wissenschafts- bzw. Wissensbegriffen“ ernst zu nehmen.¹⁰ Im Folgenden sollen diese Überlegun-

gen anhand eines historischen Zugangs verdeutlicht werden. Unter Migrationen werden räumliche Verlagerungen des Lebensmittelpunktes verstanden, die mit der biografischen Erfahrung von Unterwegs-Sein und der Wahrnehmung von Differenz einhergehen.¹¹ Mit der Wahl eines längeren Betrachtungszeitraums lässt sich die im stetigen Wandel begriffene Zusammensetzung der deutschen Gesellschaft, die auf vielen Zeitschichten unterschiedlicher Migrationsbewegungen aufbaut, sehr gut zeigen.

Für die operative Verbindung von Migrations- und Wissensgeschichte haben Simone Lässig und Swen Steinberg drei epochal und regional breit einsetzbare Untersuchungsperspektiven vorgeschlagen: Wissen über Migration sowie für und von Migrant:innen.¹² Um auch die Spezifik des 20. Jahrhunderts mit der weiteren Ausdifferenzierung von Staat, Wissenschaft und Gesellschaft einzufangen, wird dieser Vorschlag um Lutz Raphaels grundlegende Reflexionen zur „Verwissenschaftlichung des Sozialen“¹³ erweitert. Daraus ergibt sich eine Gliederung in ein mitgebrachtes und neu organisiertes Wissen von Migrant:innen und in ein ordnendes Wissen in Verwaltung und Wissenschaft. Diese Perspektiven zusammen bilden den Komplex „Migrationswissen“.

01 Vgl. Felicitas Hillmann, *Migration. Eine Einführung aus sozialgeographischer Perspektive*, Stuttgart 2016, S. 55–60.

02 Vgl. Aladin El-Mafaalani, *Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt*, Köln 2018.

03 Vgl. Karen Schönwälder, *Einwanderung und ethnische Pluralität. Politische Entscheidungen und öffentliche Debatten in Großbritannien und der Bundesrepublik von den 1950er bis zu den 1970er Jahren*, Essen 2001, S. 18f.; Dieter Gosewinkel, *Schutz und Freiheit? Staatsbürgerschaft in Europa im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin 2016, S. 591 f.

04 Vgl. Philipp Ther, *Die Außenseiter. Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa*, Berlin 2017; Jan Plamper, *Das neue Wir. Warum Migration dazugehört. Eine andere Geschichte der Deutschen*, Frankfurt/M. 2019.

05 Vgl. Naika Foroutan/Juliane Karakayali/Riem Spielhaus (Hrsg.), *Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik*, Frankfurt/M. 2018.

06 Vgl. Jakob Vogel, *Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der „Wissensgesellschaft“*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 4/2004, S. 639–660; Philipp Sarasin, *Was ist Wissensgeschichte?*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1/2011, S. 159–172; Simone Lässig, *The History of Knowledge and the Expansion of the Historical Research Agenda*, in: *Bulletin of the German Historical Institute Washington* 59/2016, S. 29–58.

07 Peter L. Berger/Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt/M. 2012²⁴, S. 3.

MITGEBRACHTES WISSEN

Die Migrationsgeschichte kennt Wanderungen hoch spezialisierter Berufsgruppen, vor allem im Bereich des Handwerks und Handels; auch Expats, Angehörige des international ausgerichteten Managements, der Forschung und Technik, sind hinzuzuzählen.¹⁴ Für die weit überwiegende Mehrheit der Menschen, die nach 1945 in das Gebiet der heutigen Bundesrepublik kamen, war der Transfer von Wissen aber nicht die entscheidende Veranlassung, zu migrieren. An erster Stelle, chronologisch und quantitativ, standen die Zwangsmigrationen im Gefolge des Zweiten Weltkriegs. Um 1950 umfasste allein die Gruppe der aus den früheren deutschen Ost- und Siedlungsgebieten Geflüchteten, Vertriebenen und Umgesiedelten rund zwölf Millionen Menschen.¹⁵ Für deren mitgebrachtes spezialisiertes Wissen gab es zeitgenössisch wiederholt zitierte Beispiele. So hatten sich Vertreter der sudetendeutschen Schmuck- und Glaswarenindustrie aus Jablonec nad Nisou (Gablonz) im südbayerischen Kaufbeuren niedergelassen, einen eigenen Stadtteil gegründet und ihr Handwerk dort weiter gepflegt.¹⁶ Es handelte sich allerdings um eine recht kleine Personengruppe, und unzweifelhaft besaß der Verweis auf ihr Wirken auch eine legitimatorische Funktion zu einer Zeit, als Vertriebe-

08 Vgl. etwa Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt/M. 1997, S. 303.

09 Vgl. Donna Haraway, *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*, in: Susanne Bauer/Torsten Heinemann/Thomas Lemke (Hrsg.), *Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*, Berlin 2017, S. 369–403.

10 Vogel (Anm. 6), S. 650.

11 Vgl. Jochen Oltmer, *Migration im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 1.

12 Vgl. Simone Lässig/Swen Steinberg, *Why Young Migrants Matter in the History of Knowledge*, in: *Know* 2/2019, S. 207.

13 Lutz Raphael, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 2/1996, S. 165–193.

14 Vgl. Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000, S. 113–121; Jochen Oltmer, *Migration. Geschichte und Zukunft der Gegenwart*, Darmstadt 2017, S. 26–29.

15 Vgl. Mathias Beer, *Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen*, München 2011, S. 129.

16 Vgl. Elisabeth Pfeil, *Städtische Neugründungen*, in: Eugen Lemberg/Friedrich Edding (Hrsg.), *Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluss auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben*, Bd. 1, Kiel 1959, S. 506.

ne noch oft auf ablehnende Haltungen der länger „einheimischen“ Bevölkerung stießen. Der soziale Aufstieg, der vor allem der zweiten Generation über bundesdeutsche Bildungseinrichtungen gelang, war vielmehr eine Begleit- und Folgeerscheinung des Migrationsprozesses und gründete nur indirekt auf der grundsätzlichen Wertschätzung von Wissen als kulturellem Kapital.

Umgekehrt verhielt es sich mit der Arbeitsmigration aus dem Mittelmeerraum, die seit dem ersten Anwerbeabkommen zwischen der Bundesrepublik und Italien 1955 auf bilateralen staatlichen Regelungen mit einer Reihe von weiteren Ländern beruhte. Hier hegten in erster Linie die Entsendeländer die Hoffnung, dass ihre zurückkehrenden Landsleute mit beruflichem und technischem Wissen aus der Bundesrepublik künftig die eigenen Volkswirtschaften stärken würden.¹⁷ Einen sozialen Aufstieg gab es auch hier, wenn sich der Aufenthalt in der Bundesrepublik auf Dauer stellte, allerdings ging dieser deutlich langsamer vonstatten. Neben der Mitte der 1970er Jahren einsetzenden Deindustrialisierung nach dem Ende des „Booms“¹⁸ waren hierfür auch vielfältige Hürden im deutschen Bildungssystem ursächlich.¹⁹

Ein ganz eigener Fall mitgebrachten Wissens war das kulinarische Wissen, das die Grundlage für den beliebten und zur alltäglichen Konsumgewohnheit herangereiften Wirtschaftszweig der „ausländischen“ Gastronomie bildete.²⁰ Hier waren zwar auch hoch spezialisierte Migrant:innen wie die italienischen *gelatieri* vertreten, doch der überwiegende Teil der Gründer:innen der neuen *ethnic businesses* war im Zuge der Arbeitsmigration in die Bundesrepublik gekommen.

Das mitgebrachte kulinarische Wissen nahm zugleich eine Zwischenstellung ein zwischen dem Bereich der Wirtschaft und der im weitesten Sinne verstandenen Kultur. So sind (erinnerungs-) kulturelle Medien und Praktiken der Flüchtlinge

und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg in jüngerer Zeit sehr gut erforscht worden,²¹ allerdings ist die konzeptionelle Trennung zwischen Wissen einerseits und Erinnerung und Traditionspflege andererseits methodisch schwierig. Gemeinsam war diesen Wissens- und Erinnerungsformen, dass sie sich in aller Regel stark auf die Vergangenheit orientierten.

NEU ORGANISIERTES WISSEN

Im Kontrast dazu stehen Bestrebungen, das mitgebrachte Wissen zukunftsfest zu machen und neu zu organisieren. Dabei ragt die Bedeutung von Schule als Bestandteil des Aufnahmeregimes heraus.²² Der Schulbesuch ihrer Kinder ist für viele Migrant:innen mit der Hoffnung verbunden, dass sie sich das im Zielland benötigte Wissen für einen sozialen Aufstieg aneignen können. Darüber hinaus schafft der Schulbesuch für migrierte Familien häufig neue Verbindlichkeiten durch die regelmäßige Teilnahme und wirkt vielfach in familiäre Sozialisations- und Erziehungskontexte hinein. Zugleich zeigt die Berücksichtigung migrationsbezogener Perspektiven, dass Bildungsgeschichte auch eine Geschichte von Diskriminierungen und Rassismus sein kann. Hierzu gibt es eine reiche erziehungs- und sozialwissenschaftliche Forschungsliteratur.²³

Weniger bekannt ist, dass neben die Wissensaneignung im deutschen Schulsystem immer wieder auch ein neu beziehungsweise selbst organisiertes Wissen von Migrant:innen durch muttersprachlichen Unterricht oder sogar eigene Schulen trat. In der Migrationsforschung werden die Selbstorganisations- und die individuellen Entfaltungskapazitäten (*agency*) von Migrant:innen häufig als „Autonomie von Migration“ gefasst,²⁴

17 Karin Hunn, „Nächstes Jahr kehren wir zurück ...“ Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik, Göttingen 2005, S. 33–40.

18 Lutz Raphael, *Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Wirtschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom*, Berlin 2018, S. 81–88.

19 Vgl. hierzu demnächst die von mir 2020 an der TU Dresden eingereichte Habilitationsschrift „Das Wissen der Einwanderungsgesellschaft. Deutschland von 1945 bis an die Schwelle des 21. Jahrhunderts.“

20 Vgl. Maren Möhring, *Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland*, München 2012.

21 Vgl. Stephan Scholz/Maren Röger/Bill Niven (Hrsg.), *Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken*, Paderborn 2015.

22 Vgl. Jochen Oltmer, Einführung: Europäische Migrationsverhältnisse und Migrationsregime in der Neuzeit, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1/2009, S. 16.

23 Grundlegend Karim Fereidooni, *Schule – Migration – Diskriminierung. Ursachen der Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Schulwesen*, Wiesbaden 2011; Paul Mecheril et al. (Hrsg.), *Handbuch Migrationspädagogik*, Weinheim–Basel 2016.

24 Maren Möhring, *Mobilität und Migration in und zwischen Ost und West*, in: Frank Bösch (Hrsg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000*, Göttingen 2015, S. 369–410, hier S. 373.

zugleich war und ist die Vergemeinschaftung von Migrant:innen in Netzwerken und *communities* oft prekär, was ihre Kohärenz und Reichweite betraf. Keineswegs war ausgemacht, dass sich auch die zweiten und dritten Generationen von Migrant:innen in gleicher Weise einer solchen *community* zugehörig fühlten wie ihre Eltern oder Großeltern. Vielmehr kam gerade Kindern und Jugendlichen eine kulturelle Scharnier- und Übersetzungsrolle zur Gesellschaft des Aufnahmelandes zu.²⁵ Das neu organisierte Wissen besaß einen Schwerpunkt auf dem Sprachwissen sowie auf sinnstiftenden Fächern wie Geschichte, Geografie oder Religion. Die Diasporaforschung hat als zentralen Bezugspunkt die „mythisierende Erinnerung“ der verlassenen Heimat herausgearbeitet, begleitet von der Konstruktion einer gemeinsamen Vergangenheit und Tradition, „die homogenisierend und zugleich abgrenzend wirken“ soll.²⁶

Ein gut erforschtes historisches Beispiel sind die sogenannten Displaced Persons (DPs), Überlebende des Holocaust, ehemalige Zwangsarbeiter:innen und aus politischen Gründen Geflüchtete aus Mittel- und Osteuropa, die nach dem Zweiten Weltkrieg im besiegten Deutschland auf die Weiterreise in alte und neue „Heimaten“ hofften. Vielfach setzten DPs auf ein selbst organisiertes Wissen, unterstützt durch inter- und transnationale Wohlfahrts- und Flüchtlingshilfeorganisationen, um sich und ihren Kindern sowohl eine Tagesstruktur im anhaltenden Transitzustand als auch gute Startbedingungen für das erwartete Zielland zu verschaffen. Neben der Pflege von Sprache und kulturellen Traditionen aus dem mittel- und osteuropäischen Herkunfts- und Erfahrungsraum stand so ein intensiver Hebräisch- oder Englischunterricht.²⁷

Die Wissenszirkulation zwischen den DP-Lagern und der deutschen Nachkriegsgesellschaft war gering und in den 1950er Jahren oft schon „vergessen“. Dafür übernahm die Wissenszirkulation im Lager und die Neuausrichtung von Wissensbeständen für die weitere Emigration eine

wichtige Funktion für die Stabilisierung diasporischer Gemeinschaften. Dies galt noch für die in Deutschland verbliebenen DPs, die bis in die 1960er Jahre und mittlerweile von der Bundesrepublik finanziell unterstützt eigene Angebote muttersprachlichen Unterrichts oder zum Teil sogar, wie im Falle lettischer und litauischer DPs, eigene Schulen unterhielten.²⁸

Ab den 1960er Jahren entwickelten sich auch im Zuge der Arbeitsmigration Kurse des muttersprachlichen Unterrichts – jedoch nicht als Ergebnis bildungspolitischer Planung, sondern vor allem aufgrund des Engagements und der Nachfrage von Migrant:innen. Der Ausbau dieses freiwilligen Wissensangebots sorgte dafür, dass die Regierungen der Herkunftsländer in unterschiedlicher Intensität versuchten, Einfluss zu nehmen. Dazu gehörte nicht nur die Entsendung von Lehrkräften, sondern auch die Bereitstellung von Schulbüchern. Diese Konstellation konnte zu Konflikten führen. Ein Beispiel, das um 1970 für Aufsehen sorgte, war der griechische muttersprachliche Unterricht. In Griechenland hatte im April 1967 eine Gruppe von Offizieren die Regierungsmacht an sich gerissen und verfügte nun im Bildungswesen über eine stark national und militärisch geprägte Deutungsmacht, die über entsandte Lehrkräfte und mit Unterstützung der griechischen Botschaft auch Klassenzimmer, Elternabende und Feierstunden „Griechischer Schulen“, so die Selbstbezeichnung, in der Bundesrepublik erreichte. Dagegen erhob sich aktiver, auch handgreiflicher Widerstand aus der griechischen *community*, der in manchen Städten auch von Studierenden örtlicher Hochschulen getragen wurde.²⁹

Die Auseinandersetzungen um griechische Schulbücher, Lehrkräfte, Unterrichtspraktiken und Wissensbestände führten dazu, dass der muttersprachliche Unterricht in Teilen der bundesdeutschen Öffentlichkeit diskreditiert wurde. Die Annahme, es gebe dort eine „politische Indoktrination“,³⁰ wurde zu einem regelrechten Ge-

25 Vgl. Lässig (Anm. 6), S. 30.

26 Miriam Rürup, Von der religiösen Sehnsucht zur kulturellen Differenz. Diasporakulturen im historischen Vergleich, in: dies. (Hrsg.), Praktiken der Differenz. Diasporakulturen in der Zeitgeschichte, Göttingen 2009, S. 9–39, hier S. 15, S. 18.

27 Vgl. Atina Grossmann/Tamar Lewinsky, Erster Teil: 1945–1949. Zwischenstation, in: Michael Brenner (Hrsg.), Geschichte der Juden in Deutschland. Von 1945 bis zur Gegenwart, München 2012, S. 67–152, hier S. 98.

28 Quellen finden sich hierzu u.a. im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand EA 3/609 oder im Bundesarchiv Koblenz, Bestand B 304.

29 Ein Bericht aus regimiekritischer griechischer Perspektive findet sich in einer 72-seitigen Broschüre im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, 504, 909 a, Griechischer Alltag in der Bundesrepublik dokumentiert am Beispiel Darmstadt.

30 So etwa zu lesen in einem Protokoll aus der Elternkammer Hamburg vom November 1971, Staatsarchiv Hamburg, 361-9, 4381.

meinplatz. Vor allem politisch eher links stehende Akteur:innen, sowohl mit als auch ohne eigene Migrationserfahrung, betrachteten den muttersprachlichen Unterricht angesichts nationalistischer Wissensbestände und eines zum Teil autoritären Lehrverständnisses mit großer Reserve, während konservative Akteur:innen in ihm einen Baustein zur Rückkehrförderung sahen. Letztere standen damit durchaus im Einklang mit den Regierungen und diplomatischen Vertretungen der Herkunftsländer, deren aktive und beharrliche Rolle die Migrationsforschung bislang stark unterschätzt hat.

Dennoch waren seit den späten 1970er und vor allem seit den 1980er Jahren zunehmend Ansätze zu beobachten, das neu organisierte Wissen im muttersprachlichen Unterricht auf das Leben in der deutschen Einwanderungsgesellschaft auszurichten, und in diesen Kontext gehörten auch erste Überlegungen zur Einrichtung und Gestaltung eines islamischen Religionsunterrichts in Deutschland.

ORDNENDES WISSEN

Ein helles Schlaglicht trifft seit einiger Zeit Praktiken der Kategorisierung und Differenzproduktion, wenn es um rassistische Kontinuitätslinien im Staatsangehörigkeitsrecht geht.³¹ Unter dem Stichwort *reflexive turn* haben sich jüngst Migrationsforscher:innen auch den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der eigenen Disziplin zugewandt.³² Ansätze hierzu gibt es, unabhängig davon und gleichfalls in kritischer Absicht, ebenso in der Geschichtsschreibung zu Flucht, Vertreibung und deren Nachwirkungen.³³

In jedem Fall rücken mit diesem ordnenden Wissen über Migration Akteur:innen und Logiken von Verwaltung und Wissenschaft in den Blickpunkt. Verbunden sind die beiden Sphären

im Konzept der Verwissenschaftlichung des Sozialen, das durch die „dauerhafte Präsenz humanwissenschaftlicher Experten, ihrer Argumente und Forschungsergebnisse in Verwaltungen und Betrieben, in Parteien und Parlamenten, bis hin zu den alltäglichen Sinnwelten sozialer Gruppen, Klassen oder Milieus“ gekennzeichnet ist.³⁴

In den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten stand das Wissen in den Verwaltungen und das Wissen von Expert:innen aus den Sozialwissenschaften noch weithin in engem Schulterschluss, etwa bei gemeinsamer Wissensproduktion auf Fachtagungen zu Flüchtlingen und Aussiedler:innen aus Mittel- und Osteuropa. Vielmehr noch, die damalige „Flüchtlingsforschung“ genoss kräftige Unterstützung durch das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (BMVt). Dieses sorgte nicht nur für finanzielle Förderung, sondern ließ mit seiner institutionellen Autorität auch Werke öffentlichkeitswirksam zirkulieren, deren Autor:innen heute aufgrund ihrer NS-Belastung höchst kritisch zu betrachten sind.

Die Migrationsforschung hat dieses ebenso unliebsame wie irritierende Kapitel der „Flüchtlingsforschung“ bislang nicht als Bestandteil ihrer eigenen disziplinären Formierung rezipiert; hier hat sicherlich die politische Zäsur von 1969 nachgewirkt. Mit der sozialliberalen Koalition kam es zur Auflösung des BMVt und Überführung seiner Abteilungen in das weitaus größere Bundesinnenministerium. Nicht zu unterschätzen ist, dass in diesem Transfer manches Wissen über Migration und Flucht liegen blieb, und dass die bei aller politischen Ambivalenz starke und selbstverständliche Repräsentation von Expert:innen mit eigener Migrationserfahrung, wie sie das BMVt kennzeichnete, in einer Bundesinstitution bis ins 21. Jahrhundert nicht wieder erreicht wurde. Die Migrationsforschung stellte sich nun verstärkt sektoriell auf, mit Schwerpunkten auf den Bereichen Arbeitsmarkt und Bildungssystem. Wissenschaftler:innen saßen in Gremien der Ministerien in Bund und Ländern und übten sich in Politikberatung. Zugleich zeichnete sich seit den 1970er Jahren jedoch eine neue, historiografisch noch wenig beachtete Phase der Verwissenschaftlichung des Sozialen ab, die in einer zunehmenden Produktion eines gesellschaftskritischen Wissens bestand und damit die bisher zwischen

31 Vgl. Maria Alexopoulou, Rassismus als Kontinuitätslinie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, in: APuZ 38–39/2018, S. 18–24.

32 Vgl. Isabella Löhr/Christiane Reinecke, Not a Given Object. What Historians Can Learn from the Reflexive Turn in Migration Studies, 27. 10. 2020, <https://migrantknowledge.org/2020/10/27/>; Maren Möhring, Jenseits des Integrationsparadigmas? Aktuelle Konzepte und Ansätze in der Migrationsforschung, in: Archiv für Sozialgeschichte 58/2018, S. 305–330.

33 Vgl. etwa Eva Hahn/Hans Henning Hahn, Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte, Paderborn u. a. 2010.

34 Raphael (Anm. 13), S. 166.

Verwaltung und sozialwissenschaftlicher Expertise ausbalancierten Deutungshoheiten infrage stellte.

So ist gegenüber der in der heutigen Migrationspädagogik verbreiteten Abgrenzung von einer früheren, vermeintlich der staatlichen Nachfrage zuarbeitenden „Ausländerpädagogik“ der 1970er und 1980er Jahre festzuhalten, dass sich seinerzeit vor allem an Pädagogischen Hochschulen, Fachhochschulen für Soziale Arbeit oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie dem Deutschen Jugend-Institut Arbeitsgruppen zusammenfanden, in denen nicht nur Wissenschaftler:innen mit eigener Migrationserfahrung vertreten waren, sondern die sich zum Teil auch in scharf zuspitzender Wortwahl und Thesenbildung gegen die bisherige staatliche Migrationspolitik aussprachen.³⁵ Allerdings war auch eine sich als sozialkritisch und emanzipativ verstehende Pädagogik und migrationsbezogene Sozialwissenschaft nicht frei davon, im Blick auf Migrant:innen wahrgenommene Differenzen kulturalistisch einzuordnen.³⁶

ABGRENZUNGEN UND AUSSICHTEN

Die hier vorgestellten Überlegungen zum Wissen in der Migrationsgesellschaft zeigen insofern eine neue Perspektive auf, als sie nicht vorrangig von der Frage geleitet sind, wie rasch Migrant:innen sich „integrierten“, sondern vom Interesse daran, welche Möglichkeiten es gab, mitgebrachtes Wissen zu pflegen, es in der neuen Situation zu verändern und zu gesellschaftlicher Anerkennung zu bringen. Allerdings kam es auch zu klaren Abgrenzungen, welches Wissen gesellschaftlich anerkannt wurde und welches nicht. An den Auseinandersetzungen um das „richtige“ Wissen waren nicht allein Migrant:innen einerseits und eine deutsche „Mehrheitsgesellschaft“ andererseits beteiligt, vielmehr kam es regelmäßig auch zu Kontroversen innerhalb von *communities* und Diasporen.

35 Vgl. als Beispiel Ünal Akpınar/Andrés López-Blasco/Jan Vink, Pädagogische Arbeit mit ausländischen Kindern und Jugendlichen. Bestandsaufnahme und Praxishilfen, München 1980³.

36 Vgl. Michelle Lynn Kahn, *Rebels against the Homeland. Turkish Guest Workers in 1980s West German Anthropology*, 23. 10. 2019, <https://migrantknowledge.org/2019/10/23>.

37 Als Anregung hierzu Dagmar Ellerbrock/Gerd Schwerhoff, Spaltung, die zusammenhält? Invektivität als produktive Kraft in der Geschichte, in: *Saeculum* 1/2020, S. 3–22, insb. S. 14f., S. 20f.

In der Bundesrepublik war in den Nachkriegsjahrzehnten, insbesondere in den 1950er Jahren, die Abgrenzung von einem als kommunistisch beziehungsweise „sowjetisch“ klassifizierten Wissen zeittypisch. Dies war für politisch Exilierte aus Mittel- und Osteuropa ebenso relevant wie für den Umgang mit deutschen Aussiedler:innen sowie mit Geflüchteten und Übergesiedelten aus der DDR. Seit den 1970er Jahren etablierte sich als neues Kriterium die Konformität mit dem Grundgesetz. Dies bezog sich nicht allein auf den abstrakt-nüchternen „Verfassungspatriotismus“, sondern auch auf das zum neuen Erfolgsnarrativ gereifte „Modell Deutschland“, das von Sozialstaatlichkeit, Bildungschancen, geglückter Demokratisierung und Wohlstand kündete und die Selbstanerkennung der Bundesrepublik beflügelte. Somit gingen Abgrenzungen regelmäßig mit jeweils aktualisierten Selbstbeschreibungen der deutschen Gesellschaft einher. In Diskussionen um den islamischen Religionsunterricht war es etwa die Gleichberechtigung der Frau, die zum normativen Kriterium für die Anerkennung von Wissen avancierte, während in den 1990er Jahren – im Zuge einer Konjunktur des Nationalen nach der Wiedervereinigung – der umstrittene Versuch hinzutrat, eine deutsche „Leitkultur“ zu formulieren.

Während diese Abgrenzungen in erster Linie das mitgebrachte und neu organisierte Wissen von Migrant:innen betrafen, mag es einen nachhaltigen Perspektivenwechsel bewirken, wenn zukünftig stärker als bislang Menschen mit eigenen oder familiären Migrationserfahrungen das ordnende Wissen in Verwaltung und Wissenschaft prägen werden und wenn die aktuellen Debatten zu Rassismus und zum sozialen Konstrukt *race* zu Veränderungen an aus- und abgrenzenden Kategorisierungen von Migration führen. Dass diese Debatten intensiv geführt werden, bezeugt nachdrücklich die zentrale Stellung von Inklusions- und Exklusionsprozessen in der Migrationsgesellschaft, die ebenso emotional und performativ³⁷ wie epistemisch, mit Blick auf geltendes Wissen, verhandelt werden.

STEPHANIE ZLOCH

ist promovierte Historikerin und arbeitet am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Technischen Universität Dresden.

stephanie.zloch@tu-dresden.de

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Telefon: (0228) 9 95 15-0



Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 8. Januar 2021

REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash
Anne-Sophie Friedel
Sascha Kneip
Johannes Piepenbrink (verantwortlich für diese Ausgabe)
Frederik Schetter (Volontär)
Anne Seibring
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/APuZ_bpb

APuZ
Nächste Ausgabe
5-6/2021, 1. Februar 2021

STUTTGART

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG,
Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
FAZIT Communication GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
fazit-com@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind keine Meinungsäußerungen der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb). Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch das weitere Print-, Online- und Veranstaltungsangebot der bpb, das weiterführende, ergänzende und kontroverse Standpunkte zum Thema bereithält.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ
Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland.



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz